BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hastenpflug, Wilhelm von,

Der Graf und sein Liebchen

Riga [1792]

P.o.germ. 582 g
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014650-6
VD18 1470546X-001

Bei P. J. Döring in Frankfurt a. M. in der großen Sandgasse sind folgende gemeinnützliche Schriften zu haben:

Erste Zeichnungsübungen (nach Pestalozzischer Lehrart), ein neues, sehr leichtes und zweckmäßiges Hülfsmittel, um Kindern die Hand zu üben und sie an das Augenmaaß zu gewöhnen. Für den Privat- und Selbstunterricht 30 kr.

Abbildung der merkwürdigsten vierfüßigen Thiere und Vögel zur Uebung im Zeichnen und Illuminiren, als ein Hülfsmittel zur nützlichen Beschäftigung für Kinder. 2 Hefte. 48 kr.

Dieselben sauber ausgemalt fl. 2. —

Bilder-ABC-Buch, mannichfaltiges, für Kinder fl. 1.

Naturhistorisches Bilder-ABC-Buch 40 kr.

Bilder-, mannichfaltiges, und Lesebuch fl. 2. —

Erzählungen und Charakter-Schilderungen, mit Kupfern fl. 1. 12 kr.

Der Thiergarten, ein belehrendes und unterhaltendes naturhistorisches Bilderbuch, mit vielen ausgemalten Bildern fl. 1. 12 kr.

Abbildung und Beschreibung der merkwürdigsten Vögel mit vielen ausgemalten Kupfern fl. 1. 30 kr.

Dasselbe mit schwarzen Kupfern fl. 1. —

Tugendspiegel, oder Geschichten und Mährchen für Kinder und ihre Freunde, 2 Theile, 2te vermehrte Ausgabe mit vielen Kupfern fl. 3. 30 kr.

Geschichten und Mährchen für Kinder mit 16 illum. Kupfern fl. 2. 48 kr.

Mährchen und Legenden, ein unterhaltendes Lese- und Bilderbuch mit 16 illum. Kupfern fl. 2. 24 kr.

Aufsätze und Denksprüche in Stammbücher für edle Freunde, auch unter dem Titel: Weisheitsregeln u. Sittensprüche für alle, welche wahrhaft edel seyn wollen. 5te stark [illegible] Auflage 40 kr.

[illegible] 48 kr.

Tasch[illegible] ehelichen und häuslich[illegible] 36 kr.

Professor:
W. v. Hassenpflug

P.o germ. 582 g
Hastenpflug

Der GRAF und sein Liebchen

J. Penzel. Del. et sc. 1792.

Riga,

bey J. F. Hartknoch,

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Es war einer der kältesten und unfreundlichsten Abende in den letzten Tagen des scheidenden Winters, an welchem der Förster Hilkur unter anmuthigen und lehrreichen Gesprächen mit seinen Kindern das Abendessen verzehrte. Der Wind sauste und pfif durch die Gipfel der alten Tannen, mit denen die Wohnung des Försters umgeben war, ein starker Hagel prasselte an die Fensterladen, und der Wind polterte gewaltig mit den geöffneten Dachfenstern.

„Gut, daß Vater schon zu Hause ist, draußen „ist's kalt, sagte der kleine vierjährige Wilhelm, „der mit großer Eile den Rest seines Butterbro„des verzehrte.„ „Sieh Vater nun bin ich fer„tig!„

Vater. „Nun?„

 Wil-

Wilhelm. „Na nun kannst du mir wieder „was erzehlen von dem großen Hirsch im Thier„garten, du weißt ja wohl Vater so wie gestern, „und dann von den kleinen Hirschchen, und wie „du einmal den bösen Wolf gefangen hast.„

Vater. „Aber ich bin müde Wilhelmchen! „heute kannst du mir wohl das Erzehlen „schenken?„

Wilhelm. „Bitte bitte Vaterchen! (er „zeigt an seinen Fingern.) Nur so ein kleines „Endchen sollst du mir erzehlen. — Willst du?„

Vater. „Ja ja kleiner Plaggeist! Seyd „ihr satt Kinder; so laßt uns dem lieben Gott „danken.„

Alle standen vom Tisch auf, der Vater zog seine Mütze ab, blickte auf seine Kinder, ob auch jedes still und andächtig stand, und sprach sodann ein kurzes Dankgebet aus dem Herzen.

Prost Vater! sagte Wilhelm, der nahe bey demselben stand, ergrif dessen Hand, und küßte sie, die übrigen Kinder thaten ein Gleiches. Nun liefen Wilhelm und seine kleine Schwester Lotte nach des Vaters Bette, jener ergrif einen Pantoffel, diese den andern, und den Stiefelknecht: ehe man sich's versah; so zerrten und zogen diese

Klei-

Kleinen an dem Pantoffel, den die Schwester erhascht hatte.

Wilhelm. „Sieh einmal Vater, Lotte „nimmt mir den Pantoffel! und du weißt ja wohl, „ich bring dir sonst alle Abend die Pantoffeln „ganz allein. Liebes Lottchen gieb mir auch den „andern Pantoffel!„

Lotte that's, und beyde wetteiferten nun, um dem Vater bey dem Auskleiden mit ihren kleinen Händen Dienste zu leisten. Unterdessen trugen die beyden ältern Geschwister Fritz und Wilhelmine einen kleinen runden Tisch vor den Armstuhl am Ofen, Fritz klopfte die Asche aus dem meerschaumnen Pfeifenkopfe, füllte ihn mit Tabak, und reichte ihn dem Vater. Wilhelmine goß aus der irdenen Kanne frisches Bier in den zinnernen Krug, und setzte ihn auf den runden Tisch am Ofen.

Kaum hatte sich der Vater in den Armstuhl gelagert, und seine Pfeife angebrant; so postirte sich jedes von den beyden Kleinen an eine Seite. Wilhelm stützte seinen Arm auf das Knie des Vaters, legte den Kopf in seine kleine Hand, und blickte horchend zum Munde des Vaters hinauf, aber noch immer schwieg der Vater, endlich konnte

Wilhelm das Stillschweigen nicht länger dulden, und fragte: „Aber Vater sag mir einmal, was „frißt denn der Hirsch im Winter? Jetzt wächst „doch kein Gras mehr, und es ist überall im „Wald Schnee.„

Vater. „Ja siehst du Wilhelm, nun steht es „mit unserm Hirsch sehr schlimm! aber der liebe „Gott läßt ihn doch nicht verhungern.„ Wilhelm, dem es bey der Aeußerung des Vaters, daß es nemlich schlimm um den Hirsch stünde, sehr bange um's Herz wurde, sprach jetzt mit freudigem Blicke, und aufgehobnem Kopfe: „Na „das ist doch gut, daß der Hirsch nicht verhun„gert.„

Vater. „Jetzt nährt er sich entweder von „den Knospen der Bäume, welche er von den „Zweigen, die für ihn niedrig genug hängen, „abnagt, oder er sucht sich eine solche Stelle im „Walde, wo nur wenig Schnee liegt, scharrt „da mit seinem Vorderfuße den Schnee weg, und „sucht das wenige Gras und Kraut zu seiner „Nahrung hervor.„

Puf ging's im Walde, und paf knallte es noch einmal.

Wilhelmine. (Die schnell ihr Nehzeug weglegt und vom Stuhl aufspringt.) „Ach! was „bedeutet das?„—

Fritz. „Es fiel ein Schuß im Walde.„

Vater. „Mir kam es auch so vor, es muß „nicht weit seyn, möchte wohl schier drauf zu „gehen, und sehen was es giebt.„

Wilhelmine. Ach Vaterchen bleiben sie zu Hause! Warum wollen sie sich der Gefahr aussetzen? Vielleicht sind's gar Straßenräuber.

Vater. „Um desto mehr muß ich eilen „Kind! Fritz ruf mir einmal den Michel, und „sag ihm, er soll flink eine Laterne hervorsuchen. „Kinder meine Pelzstiefel meinen Ueberrock! „Hurtig! kann vielleicht noch zu rechter Zeit „kommen, um Menschen zu retten.„

In weniger als einer Minute stand Hilkur marschfertig. Nachdem er seinen Hirschfänger umgürtet hatte; holte er eine geladene Flinte aus der Gewehrkammer, schloß die Thüre der Kammer sorgfältig zu, und eilte mit Michel, ohngeachtet der Besorgniß und der Bitte seiner Kinder zum Hause hinaus.

Fritz, der seinen Vater begleiten wollte, mußte auf dessen Befehl bey seinem Geschwister bleiben.

Kaum war der Förster und sein Knecht einige Schritte vom Hause entfernt; so fingen beyde an aus Leibeskräften wechselsweise zu rufen: Holla hieher! Holla hieher! dabey gingen sie immer weiter in den Wald nach der Gegend zu, aus welcher der Förster den Schall des Schusses bemerkt zu haben glaubte, hoben die Füße ellenhoch empor, und wadeten keichend durch die aufgewehten Schneehügel hindurch.

Holla hieher hieher! und holla hieher erwiederte eine Stimme in der Tiefe des Waldes. „Frisch Michel da sind sie„ sagte Hilkur, und verdoppelte dabey seine Schritte.

Michel. „Herr, wenn ich euch rathen soll; „so bleibt immer zurück, mir ahndet nichts Gutes.„

Förster. „Na was wird's denn da für „ein Popanz geben?„

Michel. „Können leicht solche Bluthunde seyn, die einem auf's Korn lauren.„

Holla hieher! Freunde hieher! schallte es schon näher und deutlicher aus dem Innern des Waldes.

Förster. „Possen! Hörst ja wohl, daß es „verirrte Reisende seyn. (laut) Holla holla „holla!„

Michel.

Michel. (Dem das Herz durch den Zuspruch seines Herren größer zu werden begann.) Hy holla holla!

Nachdem unsere beyden Fußgänger bald rechts, bald links, wiederum rechts, und wiederum links im Walde gegangen waren; hörten sie schon in der Ferne sprechen. Je weiter sie gingen, je deutlicher wurde ihnen die Rede, endlich hörten sie ganz nahe und deutlich diese Worte:

„Möcht's, hol mich der Henker! doch gerne „wissen, was der Bestie damit gedient ist, daß „sie da dem Braunen so knall und fall in die „A : : backen schießt. Br. br. steh Bräunchen! „Armes Thierchen! blutet mein Seel verteufelt „stark. Hätt ich dich nur getroffen, dich Tausend„saßa! nicht gemukst hättest du mehr, das schwör „ich dir, aber da laß mir einer 'n mal ordentlich „die Pistole richten, ist ja mein Seel so 'n Un„wetter, daß ein Christenmensch nicht die Augen „aufmachen kann, ja! nicht aufmachen kann.„

Michel. (welcher mit der Laterne voraus ging.) „Helf Gott!„

Hilkur. „Guten Abend meine Herren! „kann ich etwas helfen?„ —

Ein junger Mann. „Ich danke ihnen „guter Freund!„

Ein älterer Mann. „Bravo bravo „Freund! Lohn's ihm Gott, daß er kommt!„

Hilkur. „Haben sie Schaden gelitten mei„ne Herren?„

Der junge Mann. „Der Schaden hat „nicht viel zu bedeuten, außer daß mein Pferd „durch einen Pistolenschuß, den ein Bösewicht „hier am Wege auf uns that, verwundet ist, „aber das Schrecken war erschütternd. Es pflegt „doch sonst in dieser Gegend sicher für Reisende „zu seyn?„

Hilkur. „Nie ist ein Reisender auf diese „Art hier angefallen worden, so lange ich hier „wohne, weiß ich mir eines solchen Unfalls nicht „zu erinnern.„

Der ältere Mann. „Es thut mir nur „um die arme Creatur leid (er streicht das Pferd) „sehen sie nur wie das Thier zittert.„

Der junge Mann. „Der Schuß galt ge„wiß nicht dem Pferde, sondern war für mich „bestimmt.„

Der ältere Mann. „Wär ein Blicks„streich gewesen, mein Seel ein Blicksstreich, „hätte

„hätte er sie getroffen, wär dem alten General „nicht mehr vor die Augen gekommen. (zu Hilkur.) Wünschen wohl die ganze saubere Ge„schichte zu hören, glaub's immer! Nicht wahr! „He!„

Hilkur. „Wenn ich bitten darf, vielleicht „daß ich aus dem Zusammenhange der Umstän„de dieses Vorfalls mit der Zeit Nutzen ziehen „kann, um den Bösewicht zu entdecken.„

Der ältere Mann. „Entdecken? Den „Bösewicht? Glaub's nicht, war gleich wie der „Blitz weg, rein weg, hab schon rechts und „links rekognoszirt, ist nichts zu sehen, nichts zu „hören.„ „Hätt' ich ihn nur nicht verfehlt, „schieße sonst mit der Pistole einen Apfel vom „Baume, aber ich konnte den Spitzbuben nicht „recht in's Auge fassen, 's war zu dunkel Herr! „Brr es ist kalt, recht kalt, kann jetzt mit mei„nem Maul nicht weiter dienen Herr! es friert „einem mein Seel zu, rein zu.„

Förster. „Wollen Sie mit meiner gerin„gen Behausung vorlieb nehmen; so steht sie „Ihnen zu Dienste.„

Der junge Mann. „Wenn wir Ihnen kei„ne Unbequemlichkeit verursachen; so„ —

Der ältere Mann. (schüttelt Hilkurs Hand.) „'S wird angenommen, Herr! mit „tausend Dank angenommen, aber kennen muß „ich Sie, sind ein braver Mann, seh schon, „kommen uns da zu Hülfe in solchem Unwetter, „halt schon große Stücke auf ihn. Würd es „auch thun, mein Seel ich würd es thun, muß „es thun. Aber wie ich sage, will gerne wissen „wer sie sind.„

Hilkur. „Ich bin Förster Hilkur.„

Der ältere Mann. „So so Förster Hilkur? Gehorsamer Diener! (nach seiner Mütze greifend.) „Das hier (auf den jungen Mann zeigend.) ist Graf Silberbau, ein Sohn des „General Silberbau, und ich bin Rittmeister „Rohrwolf.

Hilkur. (Verbeugt sich.) „Es wird für „mich eine große Ehre seyn, wenn Sie in meinem Hause einige Bequemlichkeit genießen „könnten.„

Der Rittmeister. „Obligirt Herr Förster, „obligirt! Nun Burschen flink abmarschirt vom „Schlachtfelde! Ist noch friedlich genug abgegangen, ein bischen Pferdeblut will nicht viel

„sa:

„sagen.„ (zu des Grafen Bedienten.) „Aber „Hans, wie bringen wir den Braunen weg?„

Hans. „Wird schon sacht nachhinken Herr „Rittmeister! Hab's jetzt recht beym Licht be„sehen, die Kugel ist hier durch's dicke Fleisch „gegangen, es soll aber nicht viel schaden denk ich.„

Der Graf setzte sich zum Rittmeister in den Schlitten, dem Hilkur wurde des Bedienten Schlitten angeboten, in welchen er sich auch setzte, Michel ging mit der Laterne voran, Hans führte das verwundete Pferd langsam hinten nach, und so gelangte der Zug glücklich zum Hofe des Försters.

Zweytes Kapitel.

Kaum hörte Fritz das Geläut der Schellen, so wollte er mit einem Lichte ins Vorhaus eilen, aber jetzt ging die Stubenthüre auf, und der Graf und der Rittmeister wurden von Hilkur in die Stube geführt.

Hilkur. „Seyn Sie mir willkommen, meine Herren!„

Ritt=

Rittmeister. „Gewiß ihre Familie Herr „Förster?„ (er verbeugt sich gegen Fritz und Wilhelmine.)

Hilkur. „Das sind meine Kinder.„

Der Graf. (Er macht Wilhelminen ein Compliment, tritt näher zu ihr und sieht sie aufmerksam an.) „Gott, welche Aehnlichkeit!„ (er faßt sich wiederum schnell.) „Mademoiselle! — „Sie werden verzeihen — daß wir — wir sind „genöthiget — inkomodiren.„

Hilkur. (Der zu Wilhelminen tritt.) „Minchen! Du hast die Ehre dem Herren Grafen „von Silberbau dein Compliment zu machen.„

Wilhelmine verbeugte sich, sah den Grafen staunend an, erröthete, weil sie glaubte, der Graf bemerke ihr Staunen, sie schlug die Augen nieder. Das Gesicht und die Gestalt des Grafen schienen ihr bekannt, sie erinnerte sich, ihn öfters gesehn zu haben, konnte sich aber nicht sogleich besinnen, wann und wo. Noch einmal wagte sie ihr Auge auf ihn zu richten, aber nur so flüchtig, daß sie noch weniger von der Gestalt und dem Gesichte des Grafen, als vorher bemerkte. Silberbau stand seiner Seits noch beständig auf einer Stelle, ganz in Minchens

Ge-

Gestalt vertieft, einigemal wollte er es wagen mit ihr zu sprechen, Mademoiselle sagte er, und dabey blieb es. Wilhelminen gings eben so, sie stand noch in derselben kleinen Entfernung vom Grafen, wie vorher, und hätte Hilkur nicht schon zum drittenmal mit lauter Stimme Minchen gerufen; so hätte sie und der Graf sich wohl noch ein Viertelstündchen so verlegen und zwangvoll angeschaut: aber die laute Stimme weckte Wilhelminen, die entweder zu viel, oder zu wenig dachte, aus ihrem Taumel, sie ging nach der Thüre, wo der Förster auf sie wartete, und beyde verließen das Zimmer.

Sobald Minchen vom Grafen ging, verfolgte derselbe sie mit seinen Augen so lange, bis sie zur Thüre hinaus war. „Täuscht mich Fan„tasie oder ist sie es wirklich„, sagt er zu sich selbst, knöpfte dabey seinen Pelz auf, und wischte sich die Stirne.

Rittmeister. (zum Grafen.) „Ihnen friert „wohl noch Graf?„

Graf. „Nein mir ist sehr heiß.„

Rittmeister. „Warum legen Sie denn „nicht ihren Pelz ab.„

Graf.

Graf. „Meinen Pelz?„ (Der jetzt erst bemerkt, daß er ihn noch an habe.) „Ja so! (er legt ihn ab.)

Rittmeister. (nach einer Weile.) „War- „um so in Gedanken?„

Graf. „Ich? Daß ich nicht wüßte!„

Rittmeister. „Mir schien es so: Was vor- „bey ist, ist vorbey, und daran wollen wir nicht „mehr denken. Sind wir doch mit heiler Haut „davon gekommen.„

Graf. „Die Affäre im Walde meynen „Sie? O die kümmert mich nicht mehr!

Rittmeister. (zu Wilhelm, der mit einer kleinen Flinte auf und ab marschirt.) „Noch so „spät exerzirt, kleiner Soldat?„

Wilhelm. „Du bist wohl ein Soldat, „aber ich bin kein Soldat.

Rittmeister. „Nun was bist du denn?„

Wilhelm. „Ich bin ein kleiner Förster, „die Förster haben auch Flinten.„

Rittmeister. „Das weiß ich, aber was „machst du denn mit der Flinte?„

Wilhelm. „Wie der Vater euch aus dem „Walde holen ging, da wurde es der Schwester

„Min-

„Minchen und Lottchen so bange, sie sagten, die „Diebe können wohl in die Stube kommen.„

Rittmeister. „Nun?„

Wilhelm. „Da nahm ich meine Flinte, „und stellte mich an die Thüre, die Diebe sollen „nicht kommen sagte ich, ich will sie alle mit „meiner Flinte todtschießen, wenn sie in die „Stube kommen.„

Rittmeister. Brav mein kleiner Förster!

Silberbau hatte unterdessen seine Tabaksdose hervorgenommen, und das Porträt auf derselben mit innigem Gefühl betrachtet. „Ja sie „ists,„ sagte er, „sie ist das göttliche Geschöpf, „je länger ich es betrachte, je mehr Aehnlichkeit „entdecke ich.„

Jetzt trat wieder Hilkur in's Zimmer, er hatte nebst Wilhelminen etwas zum Abendessen für seine Gäste verordnet. Fritz räumte den kleinen runden Tisch am Ofen ab, deckte eine Serviette auf denselben, und machte ihn für die beyde Fremden fertig, während der Zeit, daß Wilhelmine in der Küche das Nöthige der Köchin besorgen half. „Ich bitte Platz zu nehmen, und „meine geringe Hausmannskost sich schmecken „zu lassen, sagte der Förster zu seinen Gästen,

da eine heiße Biersuppe auf dem Tisch dampfte. In die Ofenröhre wurde das andere Gericht gesetzt, weil sie der kleine Tisch nicht beyde auf einmal beherbergen konnte.

Der Rittmeister, der sich selten über Mangel an Appetit beschweren durfte, außer wenn man seinem Gaumen mit einem Gericht Grütz zu schmeicheln gedachte, ließ sich diese Hausmannskost trefflich behagen, da noch überdem das Thermometer seines Hungers bey einer sechs Meilen weiten Reise, wie auch bey der Aktion im Walde sehr hoch gestiegen war. Hm. herrlich! — mein Seel gut! — gewiß kostbar, waren die unartikulirten Worte, die er zwischen seinen flink arbeitenden Zähnen dann und wann bey der Mahlzeit hervorkaute.

Gerne möchte ich dem Grafen eine gleiche Portion guten Appetit andichten, aber wie viel hätte ich dann bey der liebenden Welt zu verantworten, zumal da Wilhelmine ihm gegen über an einem andern Tisch saß, und sich mit ihrem Nehzeuge etwas zu schaffen machte, denn daß sie wirklich nehte, will ich eben so wenig behaupten, als daß der Graf mit gutem Appetit sein Abendbrodt verzehrte.

Jetzt that der Rittmeister einen herzhaften Zug aus dem vollen zinnernen Kruge, und hatte zugleich das Vergnügen bey Stillung seines heftigen Durstes nach und nach eine Schaumünze, welche in den Boden des Kruges gesetzt war, zu entziffern, und dessen Umschrift gehörig zu lesen, bey dem letzten mächtigen Zuge, da die Fläche seiner Stirne, und die Decke der Stube genau zwey parallel laufende Flächen unter einander bildeten, wurde er inne, daß die Umschrift der Schaumünze so viel als pro salute patriae sagen wollte.

Rittmeister. „He! (er streicht sich seinen feuchten Knebelbart.) „Hat hol mich der Kuckuk „lange nicht so gut geschmeckt! (zum Förster) „Ja Herr 's hat gut geschmeckt, und ich bedanke mich, aber im siebenjährigen Feldzuge schmeckte es doch noch besser, wahrhaftig besser, können's mir glauben, ein Stück Commißbrodt „und so ein Trunk Bier Herr, meiner Seel war „was köstliches, schmeckte mir damals besser „als alle Gerichte bey einer Grafentafel. Können's mir glauben Förster, auf mein Wort „glauben.„

Hilkur. „Ich weiß es Herr Rittmeister!
„weiß auch wie Soldatenkost im Kriege gut thut.„

Rittmeister. „Blicks! Herr! weiß er „das? Kann er auch 'n Liedel vom Kriege sin„gen? Hat er den Krieg mitgemacht?„

Hilkur. „Dem ganzen siebenjährigen Krieg „hab ich beygewohnt, ich stand damals als Wacht„meister unter R*** schen Dragoner.„

Rittmeister. (welcher aufspringt und den Förster feurig umarmet.) „Willkommen alter „Kriegsgesell! — Laß dich küssen! Bist auch im „Kriege gewesen, mein Seel im ganzen sieben„jährigen Kriege gewesen? (zu Hilkurs Kindern) „Kinderchen! hurtig den Tisch abgepackt, ihn hier „an den Ofen gerückt, Pfeifen und Tabak her, „hurtig hurtig! Hör Camerad! wollen 'n mal „wieder das Soldaten-Leben beplaudern. Hast „doch noch nichts vergessen? ich weiß dir's alles „haarklein auf den Fingern herzuzehlen.„

Damit packte er den Förster an dem Arm, führte ihn in seinen Lehnstuhl, Fritz brachte Pfeifen, Tabak und Bier, und so gingen diese beyden alten Kriegsburschen mit brennenden Pfeifen tapfer auf den siebenjährigen Krieg los.

Drittes Kapitel.

Unsere beyden Krieger schlugen sich jetzt schon bey Lowositz tapfer herum, und um dem Ganzen einen bessern Anstrich von einer Bataille zu geben; so pafften und dampften sie heftig aus ihren Tabakspfeifen. Fritz hatte bey dem Amtmann Rund, in dessen Hause er mit des Amtmannes Kindern bis in sein 15tes Jahr gemeinschaftlichen Unterricht in Schulwissenschaften genossen hatte, schon öfters Gelegenheit gehabt, aus Büchern seine Wißbegierde in Ansehung des siebenjährigen Krieges zu befriedigen, und er hörte daher jetzt die mündliche Erzehlung des Vaters und Rittmeisters von diesem Kriege mit großer Aufmerksamkeit an. Wilhelm, der wieder seine Flinte zur Hand genommen hatte, stand dem Vater zur Seite, und war ganz Ohre. Bisweilen, wenn die beyden Kriegsmänner tapfer einhauten, feuerte Wilhelm so hurtig wie der beste preußische Grenadier sein Gewehr los, zwar sah man kein Feuer und hörte keinen Knall, aber desto mehr hatte sein Mund zu thun, denn das ging bey ihm in einem beständigen lärmenden Puff, paff, und paff puff, oder er verwandelte

auch sogleich seine Infanterie in Cavalerie, wenn die Rede vom Einhauen der Cavalerie war, dann bediente er sich nemlich eines Stuhles statt eines Pferdes, saß mit ausgebreiteten Beinen auf demselben, band sein Schnupftuch an die Lehne des Stuhles, welches die Stelle eines Zügels vertrat, und attakirte durch sein unaufhörliches Rütteln und Hüpfen troz dem Rittmeister den Feind.

Die kleine Lotte war in Wilhelminens Arm sanft eingeschlafen.

Minchens holdes Auge, das bey seinem natürlichen Glanze noch durch einen beynahe unmerklichen Zug von Schwermuth neuen Reitz erhielte, blickte milde auf die kleine Schläferin, die in ihrem Arm lag, leise und angenehm sang sie zu dem Schlaf ihrer kleinen Schwester. Diese Kleine in ihrem Arm trug in diesem Augenblick vieles zur Erhöhung der Anmuth hinzu, mit der Wilhelmine bey dem ganzen Bau ihres Körpers so reichlich von Mutter-Natur beschenkt war, denke man sich noch die Hand der kleinen Lotte an Wilhelminens vollen Busen, welche das Tuch von der linken Brust etwas hinwegschob, so daß der Reitz dieses Busens sich durch

diese Oeffnung mächtig hindurch drang: das rechte Bein über das andere geschlagen, welches zur bequemen Haltung der schlafenden Lotte diente, zeigte die Feinheit ihres niedlichen Fußes, den ein kleiner wohlgemachter Schuh umschloß. Einer ihrer weißen und runden Arme hing nachläßig über dem Körper der Lotte, und lud unwillkührlich zum Küssen ein.

Wilhelmine hatte ein schönes etwas längliches Gesicht, eine etwas krum gebogene Nase, eine freye aber nicht zu große Stirne von den natürlichen Locken ihres blonden Haares umschattet, ein blaues Auge, einen schönen Mund, der noch schönere Zähne verbarg, das blasse Roth ihrer Wangen harmonirte sehr schön mit einer zarten Haut. Sie war etwas groß, wohl gebaut, ihre Taille war natürlich schön, und nie von einer Schnürbrust zusammengeengt. In ihrem Gange trug sie sich meisterhaft; gemeinhin war er etwas flüchtig; ihr langes Haar mit einem seidnen Bande gebunden flatterte dabey längs dem Rücken hinab, und zeigte seine Schönheit. Ein reiner weißer Anzug war Minchens gewöhnliches Hauskleid.

Der Graf, welcher hinter dem Stuhl des Rittmeisters stand, achtete wenig auf die Bataillegeschichte, aber desto mehr hing er mit Seele und Blick an Wilhelmine. „Holdes Mädchen, lispelte er leise, wärest du mein.„ Himlische Scene schaffte sich sein Geist bey dem Anblick dieses Mädchens, das die schlummernde Kleine im Arm wiegte.

„O was für Entzücken für den Glücklichen „muß es seyn, dachte der Graf, der so ein hol„des Geschöpf zu seinem Weibe erkohren hat, „welch Vergnügen, welche Wonne müssen Gat„te und Kinder in ihrem Arm finden! O wenn „nun dieses Mädchen einst an dem Abend eines „Tages so schön, so edel vor mir säße, und ich „in ihr mein Weib, in dem schlummernden Kin„de mein Kind sähe.„

Dieser Gedanke bestürmte zu sehr das Herz des Grafen, als daß er noch länger in der Entfernung von Wilhelmine hätte ruhig aushalten können, schnell flog er auf sie zu, ihre Hand ergreifen und sie küssen war eins. Wilhelmine war zu sehr durch das Neue der That überrascht, als daß sie es hätte verhindern können. „Herr „Graf,„ war alles, was sie sagte, und sagen

konnte. Plötzlich kam der Graf von seinen wonnevollen Träumen zu sich zurück, er erröthete, stammelte einige mal ein Verzeihen Sie hervor, und warf sich auf den Stuhl, der auf der andern Seite des Tisches stand, an dem Wilhelmine saß. Zur großen Beruhigung für Wilhelmine und den Grafen wurde die geschehene Uebereilung des Letztern von keiner der kriegführenden Mächten am Ofen bemerkt, sie lieferten eben, wie dieses geschah, die Battaille bey Prag, und hatten zu viel mit dem Feinde zu schaffen, um zu sehen oder zu hören, was in einiger Entfernung von ihnen vorging. Fritz hatte auch nichts bemerkt, denn er ladete im Nebenzimmer den meerschaumnen Feuermörser des Rittmeisters mit frischem Tabak, denn dieser Held war willens jetzt sogleich Prag zu bombardiren. Wilhelm war von dem starken Ritt, und der Attaque bey Lowositz zu sehr ermüdet, und daher glücklich auf seinem Pferde eingeschlafen.

„Ey ey Herr Verfasser! Sie lassen ihren „Grafen auch gar zu schnelle Fortschritte in der „Liebe thun. Wo ist das wohl erhört? Noch „hat der Graf nicht mit einer einzigen Silbe der „Wilhelmine etwas von seiner Liebe hervorge-

„bracht, und schon küßt er so zutraulich ihr in „Aller Gegenwart die Hand.„ —

„Erlauben Sie meine gütigen Herrn, es war ja „aber auch ein Graf, und dem, meyne ich, könn„ten Sie ja wohl leicht so eine kleine Freyheit vor „einer solennen Liebeserklärung gestatten. Sie „schütteln den Kopf? — Nun meine Herrn, so „nehmen Sie einmal ihr Gedächtniß ein wenig zur „Hand, ein jeder erinnere sich jetzt nur auf ei„nige Augenblicke, aber ja recht lebhaft, bitte ich, „des herrlichen Zeitpunktes, da er einmal heftig „verliebt war, und daß Sie es einmal alle ge„wesen seyn, oder es wohl noch sind, will ich zur „Ehre der Menschheit allerseits von Ihnen hof„fen, zumal da man sich jetzt mit platonischer „Liebe wenig mehr befaßt: zaubern oder forçi„ren Sie sich jetzt nun ganz den reizenden Ge„genstand, der damals ihrer Liebe eine so hohe „Stimmung gab, in Gedanken vor ihre Au„gen, geben Sie ihm ferner die Stellung, in „der Wilhelmine vor dem Grafen saß, denken „Sie sich in diesem Meisterstück der Na„tur, — ich verstehe dadurch ihren Gegen„stand, — ihr Weibchen, und — aber ich darf „nichts weiter mehr von Ihnen fodern, doch ich

„will's einmal in Rücksicht ihrer gütigen Nach-
„sicht wagen — und geben Sie diesem, ihrem
„jetzt allerliebst fingirten Weibchen noch so einen
„schlafenden kleinen Engel in den Arm, ich nehme
„an, Sie verstünden sich sehr wohl auf die Bild-
„hauerarbeit: und jetzt frag ich Sie, verzeihen
„Sie wohl dem Grafen die genommene Freyheit,
„so ex abrupto, oder französisch verdolmetschet so
„sans façon Wilhelminens Hand zu küssen? —
„Um meinen Held recht tapfer mit der Feder zu
„vertheidigen; so habe ich die Ehre Ihnen noch
„zu sagen, es war schon eine alte Liebe, die der
„Graf für Wilhelmine fühlte.„

„So so, eine alte Liebe! nun das laß ich gel-
„ten! Also wirklich eine alte Liebe? Aber sagen
„Sie mir doch Herr Verfasser! — denn hierin
„kann man sich ja nur bey Ihnen Rath erholen —
„wo hat der Graf denn vorher Wilhelmine ge-
„sehen?„

Ich will Ihnen, meine verehrungswürdigen Leser, diese Frage recht gründlich und ausführlich beantworten, denn es ist mir und den kleinen Bestandtheilchen meiner Casse mit einer großen Anzahl Bogen sehr gedient.

Viertes Kapitel.

Um die Geschichte recht gründlich anzufangen; so ist es nöthig, daß ich Sie meine gütigen Leser in die dunkle Vorzeit zurückführe.

Ich finde unter den Vorfahren des jungen Grafen, Männer, die sich bey Kreutzzügen, Turniren und Schlachten großen Ruhm erworben haben, daher will ich denn auch sogleich, trotz der prahlhaften Fama, die rühmlichen Thaten der alten Grafen zu Silberbau mit vollen Backen ausposaunen.

Siegesmundus Ulrich Graf zu Silberbau und Siebenhölzer ist der Stammvater dieser gräflichen Familie, er lebte zur Zeit der Regierung des Kaisers Rudolph I. und zog —

— „Aber was hilft der gründliche Anfang, sie „machen ja das Buch zu? — Ich soll also nicht „von dem gräflichen Stammvater anfangen? — „Ach was Sie mir da für einen Schaden ma„chen!„ Wie viel Bogen könnte ich nicht vollfüllen, wenn ich Ihnen so ad regas alle die alten Grafen, theils mit Helm und Panzer, theils mit gewaltigen Alongenperüken vorbey führen würde; aber damit ich, meine gütigen Leser und

Leser

Leserinnen, ihre Gunst und Gewogenheit erhalte; so will ich einmal einen halsbrechenden Sprung wagen, und über ein halbes Dutzend Jahrhunderte hinübersetzen. — — Hopsa, das war ein Satz der durch Mark und Bein fuhr! — Wie man doch nach der Pfeife der Welt springen und tanzen muß! — Ich bin also glücklich in's jetzige Jahrhundert gesprungen, und zugleich durch diesen Sprung ein hinkender Autor geworden. Hier könnte ich nun meinen Schaden etwas dadurch ersetzen, wenn ich so hübsch nach Byographen Brauch die Geschichte meines jungen Grafen Silberbau von Kindesbeinen anfing, und Ihnen den neugebohrnen Grafen sogleich nach dem Eintritt in diese Welt in voller Vokal-Musik präsentirte, ferner wenn ich die Geschichte eine zeitlang am Gängelbande führen würde, so wie die Amme meinen zweyjährigen Grafen führte: da ich aber salva venia ein bischen Autorstolz besitze und (ich bitte hier an kein Gleichniß zu denken) meine Ohren nach allen vier Himmelsgegenden zu sehr hoch spitze, um ein Lob über mein Büchlein zu hören, ich aber kein Lob erhalten kann, wenn es nicht gelesen wird, mein Buch würde vielleicht nicht gelesen werden, wenn

es so weit schweifend anfing: Ergo will ich mich kurz fassen, und nur noch sagen, daß der junge Graf Silberbau von seinem Vater dem General eine gute und vernünftige Erziehung erhielte. Als der General es für nöthig achtete, den Geist seines Sohnes durch Wissenschaften zu bilden; so wählte er zum Führer des jungen Grafen einen Mann, der in der Folge bewies, daß er gut gewählt habe. Der General liebte eine muntre aber nicht brausende Gesellschaft, um aber bey dem zunehmenden Alter seines Sohnes sich zu überzeugen, ob der junge Graf viel oder wenig Hang zu rauschenden Lustbarkeiten und Gesellschaften hege; so veranstaltete er es, daß er mit seinem Sohne öfters solchen Lustbarkeiten beywohnte; aber er fand, daß sein Sohn zwar gerne Antheil an diesen nähme, aber sie nicht zum Ziel seiner Wünsche und Gedanken mache.

Der junge Graf war in sein 20stes Jahr getreten, als ihn sein Vater nach P. auf die Universität schickte. Sein Führer und Lehrer äußerte bey einer erledigten ansehnlichen Stelle in der Grafschaft gegen den General den Wunsch, diese Stelle zu erhalten. So gerne es der Vater

des

des Grafen gesehen hätte, daß dieser treue Jugendgefehrte seines Sohnes mit ihm nach P. ginge; so hielte er es dennoch für Pflicht ihm, in Rücksicht der großen geleisteten Dienste, seinen Wunsch zu erfüllen, und ihm die erledigte Stelle nebst einer jährlichen Zulage auf zeitlebens zu ertheilen. Sein Sohn war sich also auf der Universität selbst Führer und Leiter, und er kannte ihn zu genau, als daß er befürchtete, der junge Graf werde seinen aufsichtsfreyen Stand mißbrauchen, denn dieser hatte nie etwas von Zwang weder bey seinem Vater noch Lehrer gefühlt. Unter den Bedienten, die der alte Graf seinem Sohne nach P. mitgab, war ein alter treuer Diener, Frips war sein Nahme: dieses Menschen bediente sich der General, um unverfälschte Nachricht in Ansehung des jungen Grafen einzuziehen.

Es fehlte dem jungen Grafen in P. nicht an Umgang, große und angesehene Familien wetteiferten, ihn in ihren Zirkel zu ziehen, insonderheit bestrebte sich der würdige Graf L, ein alter Freund des Generals, dem jungen Silberbau den Aufenthalt in P. angenehm zu machen: den Umgang mit diesem Manne zog Graf Silberbau

allen

allen übrigen Bekanntschaften vor. Oft erwähnte Graf L. gegen Silberbau seiner ältesten Tochter, die sich den Sommer über bey seiner Schwester der Baronin H. in Wildburg, einem ansehnlichen Gute 10 Meilen von P. gelegen, aufhielte.

Eines Tages, es war im Anfange des ersten Herbstmonates, trug er dem Grafen an von der morgenden Partie zu seyn, und mit nach Wildburg zu reisen, wohin er zu gehen willens war, um seine Tochter zum Winter wieder nach der Stadt zu holen. Silberbau, der dieses Anerbieten nicht füglich ausschlagen konnte, versprach morgen um die gehörige Zeit sich in seinem Wagen vor dem Hause des Grafen L. einzufinden.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Nachtwächter in den halb dunkeln Straßen seinen heisern Gesang „Der Tag vertreibt die finstre Nacht,„ schon ganz schlaftrunken angestimmt, als in das Schlafgemach des Grafen Silberbau sein Kammerdiener trat, und ihn zu der bevorstehenden Reise aufweckte. Während dem Ankleiden wurde unten im Hofe der halbe Wagen des Grafen mit 6 braunen Hengsten bespannt, die durch ihr Wiehern den Muth zu der bevorstehenden Reise

andeu=

andeuteten, und die Nachbarschaft aus dem sanften Morgenschlummer weckten. Jetzt rollte der Wagen aus dem Hofe und hielte vor der Hausthüre. Ein schmetterndes Br br will er stehen, welches der schnurrbärtige Kutscher seinen muthigen Hengsten zurief, erinnerte den Grafen, daß alles fertig sey. Er stieg die Treppe hinunter, sprang in den Wagen, des Kutschers Peitsche knallte, und der Wagen fuhr durch die noch stillen Straßen der Stadt bis vor das Haus des Grafen L, der ihn schon ganz reisefertig auf der Treppe erwartete. Die Reise ging sogleich vor sich, und wurde, da dieses ein schöner Herbsttag war, angenehm und geschwinde zurückgelegt.

Als sie in Wildburg ankamen, war es schon finster. In der Ferne auf einem Berge erblickten sie das erleuchtete Haus der Baronin. „Es „wird bey meiner Schwester heute gewiß einen „lustigen Abend geben„ sagte Graf L. Jetzt hielte der Wagen und beyde stiegen aus. „Was „giebt's heute bey euch?„ fragte L. einen Bedienten, der ihnen aus dem Hause entgegen kam; „Comedie und Ball, es ist der Namenstag der „gnädigen Frau Baronin„ antwortete der Bediente.

Graf L. „Heute? — Ja wahrhaftig er „hat recht! Ich habe nicht einmal daran ge„dacht. (zu Silberbau) Wir kommen recht zu „paß Herr Graf!„

Bedienter. „Ist Ihnen gefällig in den „Comedien-Saal zu gehen, das Stück ist jetzt „eben angegangen.„

Graf Silberbau. „Was ist es für ein „Stück?„

Bedienter. „Der Deserteur eine Operette.„

Graf L. „Wir wollen zuvor hier unten „abtreten, und unsere Kleidung und Haare et„was in Ordnung bringen.„

Nachdem beydes in gehöriger Ordnung war, begaben sich unsere beyde Reisende ohne vieles Geräusch und Aufsehen in den Saal wo das Theater war. Hier fanden sie eine zahlreiche Gesellschaft, sie nahmen unbemerkt einige Plätze ein, und richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das angefangene Stück. Die Operette wurde von einigen jungen Herrn und Damen aus der Nachbarschaft aufgeführt. Unser Silberbau, ein großer Freund der Schauspielkunst, wurde hier oft durch so manche schön gespielte Rolle unwillkührlich hingerissen, dieser kleinen

Schau-

Schauspieler-Gesellschaft einen großen Beyfall zu ertheilen. Unter dieser Gesellschaft zog vorzüglich die Person, welche die Rolle der Louise spielte, die Bewunderung der Zuschauer nach sich. Silberbau war ganz Aufmerksamkeit und Bewunderung, wenn diese sang und sprach. Besonders schön gefiel ihm die Scene, da der Deserteur von Louise im Gefängniß besucht wird; ihre herrliche Stimme, mit passendem Ausdruck in Mine und Bewegung begleitet, nahm sein Herz ganz für diese meisterhafte Sängerin ein. „Ha „wie herrlich! Ach wie bezaubernd schön! Wirk„lich meisterhaft„ waren die Ausdrücke, die sein reges Gefühl halb laut dem Munde entlockte. Graf L. bemerkte mit innerm Entzücken den Beyfall, den der Graf der Louise ertheilte.

Graf L. „Wie gefällt Ihnen Louise?„

Silberbau. (mit vielem Feuer.) „Un„vergleichlich!„

Graf L. „Wirklich!„

Silberbau. „So sehen Sie doch nur „selbst, wie Gestalt, Mine, Stimme und die „Bewegung dieser Person so ganz zu dieser Rol„le passen, und einen zur Bewunderung hin„reissen.„

Graf L. war zufrieden mit dieser Aeußerung, und wollte den Grafen nicht weiter zum Lobe seiner Tochter reitzen, vielweniger hielte er es für schicklich, dem Grafen bey dieser ertheilten Lobeserhebung bekannt zu machen, daß Louise seine Tochter wäre, und Silberbau war zu sehr in Louisens Anblick vertieft, als daß es ihm jetzt nur einigermaßen eingefallen wäre, außer Louise noch eine andere Person in ihr zu suchen, und seinen Nachbar nach dem Namen dieser Schauspielerin zu fragen, auf welche Frage Graf L. schon lange wartete.

Jetzt fiel der Vorhang, und das Stück hatte ein Ende: alle Zuschauer bezeugten nicht aus Schmeicheley, sondern aus wahrer Ueberzeugung des genoßnen Vergnügens ihren Beyfall. Noch standen die mehresten Anwesenden partheyweise im Comediensaal und theilten sich einander über manche Scene des Stücks, oder über die gespielten Rollen ihre Meinung mit, als der Graf L zu seiner Schwester trat, sie durch seine unvermuthete Ankunft auf eine angenehme Art überraschte, und ihr den Graf Silberbau vorstellte. Nach einigen von beyden Seiten gewechselten Complimenten nöthigte die Baronin

die Gesellschaft nach dem Tanzsaal: Silberbau reichte der Baronin den Arm, und so folgte ihr der ganze Zug nach dem Tanzsaal. Hier wurden Erfrischungen umhergereicht, man unterhielt sich noch eine Stunde durch Unterredungen bevor man zu tanzen anfing, während dieser Zeit kleidete sich die Schauspielergesellschaft zum Tanz an.

Junge und alte Dames fühlten ein großes Behagen in dieser Zwischenzeit den Grafen Silberbau zu betrachten und zu mustern, dessen schöne Gestalt, und feine Kleidung ihnen sehr ins Auge fiel. Einige von ihnen sannen schon lange hin nnd her, wie sie ihn aus dem Zirkel der Herrn wegstehlen könnten, um ihn in ihre Gesellschaft zu ziehen: aber sie strengten ihre Erfindungskräfte lange vergebens an, und endlich beschlossen sie, ihr Anliegen der Baronin H zu eröffnen, diese schaffte denn auch bald Rath. Sie rief ihren Bruder zu sich, und fragte ihn Verschiedenes in Ansehung des Grafen, unter andern auch, wie lange sich Silberbau schon in P aufhalte; nachdem sie erfahren hatte, daß er schon bald ein halbes Jahr in P lebe, sagte sie: „Ha böser Bruder, du verdienst einen derben

„Verweiß, und den sollst du auch bekommen,
„und noch dazu in Gegenwart des Grafen Sil-
„berbau, bitte ihn nur zu mir!„

Graf L. „Ich weiß mich aber, liebe „Schwester, keines Vergehens gegen dich „schuldig.„

„Ich will dich schon eines Fehlers überfüh-„ren, sagte sie lächelnd, hole nur den Grafen „herbey!„

Graf L winkte dem Silberbau, und dieser kam zu ihm.

„Mein Herr Graf, sagte die aufgeräumte „Baronin, ich will meinen Bruder wegen eines „großen Fehlers, dessen er sich in meinen Augen „schuldig gemacht hat, ernsthaft zur Rede stellen; „ich bitte mir daher bey dieser wichtigen Unter-„suchung ihre Gegenwart aus, aber daß sie ihm „ja keinen Beystand leisten.„

Graf Silberbau. „Des Herrn Grafen „ruhige Mine, zeigt, meine gnädige Frau, schon „zum voraus, daß er meines Beystandes nicht „benöthiget seyn werde, allenfalls wollte ich es „sicher wagen, ihn auf diese Mine von aller „Beschuldigung frey zu sprechen.„

Baro-

Baronin. „Ey ey Herr Graf! wenn ich „Ihnen rathen darf; so trauen Sie dieser Mi„ne nicht, sie ist nur erkünstelt, um den Rich„ter teuschen zu wollen.

Graf L. „Nun so heb denn einmal dei„ne Klage an, ich habe beynahe mein ganzes „Sünden-Register von ein paar Wochen bereits „ganz durchgelaufen, aber ich finde darinn nicht „das geringste Vergehen gegen dich, es wäre „denn, daß mich heute erst dein Bediente beym „Eintritt in dein Haus erinnerte, daß heute „dein Namenstag sey.„

Baronin. „O dieses ist eine wahre Ba„gatelle in Rücksicht des großen Vergehens: „Nun so höre denn, du böser Bruder, dein Ver„brechen, und zittere vor meiner Rache!„

Graf L. „Wenn mir noch nicht bange „ist; so glaube ich, wird es mir jetzt bald „werden.„

Baronin. „Aber sag mir einmal! wie „kannst du so ungerecht gegen mich deine Schwe„ster handeln, um mir so lange das Vergnügen „vorenthalten zu haben, mich mit dem Herrn „Grafen zu Silberbau bekannt zu machen, da

„ich jetzt erfahren habe, daß er sich schon bald „ein halbes Jahr in P aufhalte?„

Graf L. „Ach liebe Schwester! ich ——„

Baronin. Halt! keine Entschuldigung! sie wird nicht mehr angenommen.

Silberbau. Gnädige Frau! die größte Schuld liegt auf mir. Es wäre meine Schuldigkeit gewesen, Ihnen schon längstens aufzuwarten, aber ——

Baronin. Kein Beystand wird hier gelten Herr Graf! Sie sind schuldfrey wie ein güter Engel, aber mein Bruder soll doppelte Strafe leiden. So höre denn dein Urtheil loser Bruder, und bessere dein Leben! Du sollst diesen Abend mit mir zwey Polonoisen tanzen, denn ich weiß, du tanzest doch außerordentlich gerne. Bist du mit der Strafe zufrieden?

Graf L. (Küßt ihre Hand.) Sehr hart Schwester! doch man muß sein Kreutz schon geduldig tragen.

Silberbau. Ich bin gewiß aber auch mit in das Vergehen des Grafen verwickelt; ich muß daher gleichfalls eine Strafe erhalten.

Baronin. O die können Sie sich selbst auflegen, wenn Sie doch einmal schon gestraft seyn wollen!

Silberbau. So will ich mich denn einer so angenehmen Strafe augenblicklich unterziehen!

Hiemit reichte er der Baronin die Hand, befahl den Musikanten eine Polonoise zu spielen, und eröffnete mit der Baronin den Ball.

Während dieser Polonoise trat Friderike, die Tochter des Grafen L in den Saal, sogleich wurde sie von vielen umringt, die ihr wegen der so schön gespielten Rolle ihr Compliment machten, und ihr dabey zugleich einige schon parat gehaltne Schmeicheleyen sagten. Aber Friederike hörte dieses alles nur sehr flüchtig an, ihr Auge suchte einen Gegenstand, den sie gerne erblicken wollte; sie hatte nämlich schon erfahren, daß der Graf Silberbau mit ihrem Vater hieher gekommen sey. Sie erblickte den Tänzer, welcher mit ihrer Tante die Polonoise aufführte, und sie glaubte nun denjenigen gefunden zu haben, den sie suchte; sein ungezwungnes und feines Benehmen in dieser Art Tänze fiel sogleich jedem geschickten Tänzer ins Auge. Ueberhaupt hatte die äußere Gestalt des jungen Grafen Silberbau

berbau sehr viel einnehmendes. Er war lang und wohl gewachsen, dabey aber nicht hager, sein längliches Gesichte zeigte von einer blühenden Gesundheit, die Gesichtszüge waren regelmäßig und männlich, sein Auge groß, seine offene und freye Mine war einnehmend, und ein unpartheyischer Zeuge seines biedern Herzens. In großen Gesellschaften spielte er ehr den Zuhörer als den Redner, nicht weil es ihm an Kenntniß zur Unterhaltung fehlte, sondern weil er zu wenig Vertrauen auf seine Geschicklichkeit setzte, um ein Gespräch lange und gehörig fortzusetzen, aber deswegen machte er hier nie eine stumme Figur, sondern mischte sich mit ungezwungner Freyheit in ein angefangnes Gespräch.

Als Silberbau die Polonoise geendigt hatte, stellte ihm Graf L seine Tochter vor.

Graf Silberbau. Ich bin dem Glück außerordentlich viel Dank für heute schuldig, daß es mir Gelegenheit verschafft hat, Sie, gnädige Gräfin, in der meisterhaft gespielten Rolle der Louise zu bewundern.

Friderike. Ich kann allenfalls, mein Herr Graf! nur ein Lob von einem nachsichtsvollen Zuschauer als ein Compliment aufnehmen.

Graf

Graf Silberbau. Auch der größte Kenner der Schauspielkunst würde Ihnen hierin den gehörigen Ruhm nicht versagen können.

Friderike. Sie könnten mich leicht zum Stolz verleiten Herr Graf!

Silberbau. (nach einer Weile.) Die Frau Baronin H wird unsern Besuch wohl nicht gerne sehen.

Friderike. Ich kenne meine Tante zu genau, als daß ich Ihnen nicht versichern könnte, daß ihr ein solch angenehmer Besuch nicht anders als willkommen seyn werde.

Silberbau. Ich zweifle sehr, denn wir sind gekommen, ihr eine sehr angenehme Gesellschafterin zu entführen.

Friderike sah den Grafen an, und bat gleichsam durch ihren Blick um eine nähere Erklärung.

Silberbau. Wir Einwohner der Stadt verliehren zu viel, als daß wir ihre schöne Gegenwart dort noch länger entbehren könnten.

Friderike. O man wird mich in der Stadt wenig vermissen, ich bin höchstens für eine einsame Gesellschaft auf dem Lande tauglich.

Silberbau. Wenn Sie unsre Bitte abschlagen, uns nach der Stadt zu begleiten; so

würde ich zum wenigsten sehr mißmüthig dahin zurück kehren.

Friderike wollte eben hierauf antworten, als ein Herr kam, und sie zum Tanz auffoderte. Im Abgehen warf sie dem Grafen noch einen Blick zu, der ihm deutlich sagte, wie ungerne sie es sehe, daß die Unterredung gestört werde.

Man konnte zwar nicht mit Recht dieser jungen Gräfin das Lob einer großen Schönheit beylegen, aber dennoch glänzte sie in diesem Stück vor allen andern Frauenspersonen auf diesem zahlreichen Ball.

Sie war nicht groß, aber ihr Wuchs war untadelhaft, sie hatte ein rundes Gesicht mit einer lebhaften Farbe, war aber dabey ein wenig brünett. Die Nase war klein und ein wenig eingebogen, ihr Auge war feurig und hatte dieselbe schwarze Farbe wie ihr Haar. Ihr Auge sprach stark, da wo sie es wollte sprechen lassen, niedlich schön waren ihre Hände, und klein ihr Fuß; wollte man ja etwas an ihr zu tadeln suchen, so konnte es der etwas zu große Mund seyn. Ihr Herz war unverdorben, im Handeln und Sprechen war sie lebhaft, und ihr na-

türlicher Witz machte eine Unterhaltung mit ihr sehr interessant.

Erlauben sie mein gütiger Leser, oder schöne Leserin! daß ich auf ein Paar Augenblicke die Feder niederlege, und an's geöffnete Fenster trete, um einige Athemzüge frische Luft zu schöpfen. Sie können gar nicht glauben, welch ein Kopfbrechen mir die drey abgehandelten Ideale meiner Geschichte verursacht haben. Man will seine Sachen doch so gut als möglich aufputzen, damit sie gleich einer Glückstöpferbude so recht regenbogenfarbig ins Auge leuchten, und da muß man denn bald von diesem Gegenstand, bald von einem andern eine Eigenschaft wegstehlen, dieses alles mit einem recht kleberichten Gummy zusammenleimen, und darauf dieses compositum mixtum in seine Geschichte pressen.

„Also nun wieder zur Gesellschaft in den „Tanzsaal.„

Graf Silberbau wollte seinen Blick auf Friderike den Bemerkungen der Gesellschaft nicht so öffenltich preiß geben; daher begab er sich in die Vertiefung eines Fensters, und war froh, diesen schönen Platz gewählt zu haben.

Eine alte Dame, deren Anzug eben so viel Jahre zählte, als auf ihrem Haupte bereits schon

Jah=

Jahre zu ruhen schienen, mit einem Gesicht voll feiner erhabner Arbeit, glänzend roth wie eine neue kupferne Münze, glaubte sich sehr um den Grafen verdient zu machen, welcher ihren Gedanken nach hier in diese Fenster-Vertiefung durch Langeweile getrieben wäre, und trat daher mit einer Mine zu ihm, die man nach Ausdehnung ihres Mundes, welche sich sehr weit nach dem rechten und linken Ohre zu erstreckte, für eine lächelnde Mine ihrer Seits nehmen konnte.

Die Dame. Ah bon soir Herr Graf! es scheint Dieselben finden kein Plaisir am Tanzen.

Dem Grafen kam dieses bon soir so ganz unerwartet, er sah daher die Dame genau an, um vielleicht in ihrer Person eine alte Bekanntin aufzufinden, die ihm in so vertraulichem Tone bon soir sagte, aber Gesicht und Person waren ihm ganz fremd, und er konnte sich kaum entschließen, ihr darauf zu antworten: „Ich tanze sehr gerne.„

Die Dame. Au Contraire ich sollte es nicht glauben. Mais je vous assure Herr Graf! ich find ein groß Plaisir am Tanz. Mon maitre de danse sagte mir oft: Vous dansez comme un ange ma chére Fräulein! denn Mademoiselle

muß-

mußte er mich nicht nennen, das klang mir zu bürgerlich, und ohne mich zu rühmen Herr Graf, ich habe mit vieler grace getanzt: aber ha! ha! ha! wo sind die Zeiten? Sie sollten es mir wohl jetzt nicht ansehen, daß ich eine solche scharmante Tänzerin gewesen bin?

Graf Silberbau. Ganz und gar nicht, man könnte füglich das Gegentheil glauben.

Die Dame. Haben Sie einmal die grace, und observiren Sie dort meine älteste Fräulein Tochter in dem dritten Paar: ma foi sie tanzet excellent! nicht wahr Herr Graf?

Der Graf versicherte es mit einem gezwungenen „O ja!„

Die Dame. Voyez donc wie adret sie sich trägt! mit was für einen Air! und wollen sie es mir glauben, sie hat nie einen Maitre de danse gehabt? Ha ha ha! je vous assure!

Verdrüßlich über dieses Geschwätz, schüttelte der Graf den Kopf.

Die Dame, welche dieses Kopfschütteln für ein Zeichen seiner Verwunderung aufnahm, sagte: Ich gesteh es selbst, cela est tres admirable! aber das macht, ich, ich gab ihr l'information im Tanzen. Voyez vous?

Nun war die Polonoise geendiget, die Dame rief mit einer pfeifenden und schnarrenden Stimme: Henriette! Henriette! mon Dieu! ecoutez donc Henriette! Venez ici! (die Tochter kam) Da mache dem Herrn Grafen deine Réverence! Dieses geschah sogleich, und so tief, daß der Graf in diesem Augenblick erschrocken seine Hände nach der Tochter ausstreckte, denn er glaubte, sie würde sich nicht allein von der Erde aufheben können.

Die Dame. (zu ihrer Tochter) N'est il pas vrai, mon enfant, daß du keinen Maitre de danse gehabt hast?

Die Tochter. Oui Mama.

Die Dame. Ecoutez Herr Graf! sie spricht Ihnen französisch comme une Francoise. Sag einmal mon enfant, wer hat dir das Tanzen gelehrt.

Die Tochter wollte nicht mit der Antwort heraus, und grunzte ein französisches u.

Die Dame. Dites donc chér enfant!

Die Tochter. (etwas verdrüßlich.) Na unser Philipp.

Notre Dame wurde durch diese Antwort ihrer Tochter so effrayirt, petrifirt, decontenancirt,

cirt, incommodirt und decouvrirt, daß es schien, als hätte sie auf einmal ihre deutschfranzösische Langage verlohren. Die schön glänzend rothe erhabene Arbeit ihrer Nase, und ihres Gesichtes bekam plötzlich eine schöne himmelblaue Farbe, welche den Augen des Grafen recht wohl that, da dieselben schon durch das blendend Rothe sehr zu leiden anfingen. Endlich aber kam sie wieder von ihrem Schrecken zu sich: Mais ma chére, du hast mich nicht recht verstanden, sagte sie, bin ich es nicht gewesen, die dir l'Information im Tanzen ertheilt hat. N'est il pas vrai?

Die Tochter. Oui Mama!

Aber im eigentlichen Verstande genommen, hatte die cara Mamachen wohl wenig Antheil an dem Unterricht im Tanzen, denn eine altmodische Menuet und eine sehr naive Verbeugung, von der wir schon vorher ein Pröbchen bekommen haben, machten ihren ganzen rühmlichst gedachten Unterricht aus. Dagegen war aber Philipp in diesem Punkte ein ganz anderer Mann. In seiner Person hatte man die Ehre auf einmal zu erblicken: den Kammerdiener, Tafeldecker, Haushofmeister, Sekretär, Verwalter, Jäger,

Leib-

Leibfriseur, Leibbarbier und Leibschneider Sr. Hoch- und Wohlgebornen des Herrn Herrn von Hünerkopf Erb- Lehns und Gerichtsherrn auf und zu Storchsnest rc. rc. rc.

Oft wenn das gnädige Fräulein ein Rekreationsstündchen nach ihrer Tagesarbeit haben wollte; so ging sie in die Gesindestube, und fand ein inniges Behagen an den kernigen Unterredungen, die Philipp, Peter der Kutscher, und Grete die Köchin unter sich hielten; Philipp ein ganzes Tanzgenie, tanzte ihr auch bisweilen mit der Köchin, einem recht feisten Fleischklumpen, eine Polonoise vor, oder zeigte ihr das Balancé und Chassé aus einem englischen Tanze. Unser Fräulein begrif das alles sehr leicht, und daher war es gar nicht zu verwundern, daß sie nach der Meinung ihrer Mama mit so vieler grace tanzte. Undankbarkeit wurde von diesem Fräulein gehaßt und verachtet, daher konnte sie es auch nicht über ihr Herz bringen, dem Philipp als ihrem eigentlichen Tanzmeister das verdiente Lob zu entziehen.

Die Gräfin Friderike bemerkte die unangenehme Lage des Grafen Silberbau bey dieser geschwätzigen Deutschfranzösin, sie wollte ihn gerne

befrei-

befreien, aber ohne Antheil an der Unterredung zu nehmen, sie ging deshalb bey ihm einigemal vorbey, und da sie bemerkte, daß der Graf nach ihr sähe; so ließ sie ihr Schnupftuch fallen, so als bemerke sie nicht, daß sie es verliehre, und ging nach einem andern Fenster. Schnell verließ der Graf seine redselige Dame, hob das Schnupftuch auf, und brachte es der jungen Gräfin.

Friderike. Ich beklage Sie recht sehr Herr Graf! Sie werden einen sauren Stand bey der Unterredung der Frau von Hünerkopf gehabt haben: Sie können sich glücklich schätzen, daß Sie so bald von ihr losgekommen sind, sonst würde sie Sie noch länger mit ihrer eintönigen Erzehlung gequälet haben.

Silberbau. Die Beredsamkeit dieser Dame wurde meiner Geduld und meinen Ohren schon sehr zur Last.

Friderike. Ein Jeder suchet ihrer geläufigen Zunge sorgfältig auszuweichen, und meine Tante würde sie gewiß nicht zur Gesellschaft ziehen, aber sie findet sich in allen adlichen Häusern der Nachbarschaft bey Geburtstagen und Namensfesten, worüber sie ein ordentliches Verzeich-

niß führt, mit ihren beyden Töchtern ungebeten ein.

Jetzt stellte man sich zu einer Angloise; der Graf welcher befürchtete, man würde ihm Friderike wieder wegnehmen, foderte sie zur Angloise auf, und mischte sich mit ihr in die Reihe. Beynahe den ganzen Abend tanzte der Graf nur allein mit Friderike, ausgenommen einigemal mit ihrer Tante, und einem Paar bekannten Damen.

Dem Grafen L gefiel das Benehmen des jungen Grafen gegen seine Tochter außerordentlich wohl, und er versprach sich hieraus viel gutes auf die Zukunft.

Manche Mutter und ihre Tochter, manche Tante und ihre Nichte schnitten gewaltige finstere Gesichter über die wenige Aufmerksamkeit, die der Graf gegen sie äußerte.

So sehr mir der Graf Silberbau anfangs gefiel, eben so sehr tadelhaft und abgeschmackt finde ich ihn jetzt, sagte Frau von X zu ihrer Nachbarin.

Die Nachbarin. Da sind sie ganz meiner Meinung in diesem Stück: denkt etwa der junge Thor, daß er uns so eine große Ehre erzei-

zeige, wenn er etwa mit unsern Töchtern tanzet? O eine besondere Ehre! In meinen Augen hat ein alter Adel eben so ein großes Gewicht als der Grafenstand.

Frau von X. Ich bitte, sehen sie doch einmal die Gräfin Friderike, wie sie das Köpfchen jetzt so hoch trägt, weil da der Graf mit ihr tanzet. Ich halte dafür sie glaubt schon, daß sie ihn ganz sicher gefangen habe.

Die Nachbarin. Da müßte der Graf gewiß keine Augen haben, wenn er bey der etwas schönes sucht, oder es wäre denn, daß er einen sehr verkehrten Begrif von Schönheit habe.

Frau von X. Sehen Sie doch, meine Gnädige! wie sie sich so schön, so leicht zu tanzen zwingt, aber es will ihr gar nicht kleiden, man sieht's beym ersten Anblick, daß dieses alles steif und affektirt sey.

Die Nachbarin. Und wie Papa' Graf da so einherstolziret, ich glaube er nimmt es schon für ausgemacht an, daß über ein Paar Wochen, seine Tochter Gräfin Silberbau heißen werde.

Frau von X. Ach das Puppchen sollte doch die Nase nicht so hoch tragen! sie kann es sich wohl noch zeitgenug für eine große Ehre

 schä-

schätzen, wenn einer von unserm alten Adel sich über sie erbarmet, und sie zur Frau nimmt. Was für große Herrlichkeiten kann ihr denn wohl der Vater mitgeben?

Die Nachbarin. Ha ha ha Herrlichkeiten! ja die kann man bey Tage mit Licht bey ihm suchen, ich weiß es besser, wie es bey ihm klingt.

Frau von X. Man will sagen, daß der Graf Silberbau sehr reich sey.

Die Nachbarin. Das ist auch sein einziges Verdienst, sonst find ich auch nichts rares an ihm. Mir scheint er etwas plump.

Frau von X. O er ist sehr plump.

Die Nachbarin. Und mit dem bon ton mag es bey ihm auch sehr schlecht aussehen.

Frau von X. Gar außerordentlich schlecht.

Die Nachbarin. Er ist schon kein Mann nach meinem Geschmack, ich gäb ihm gewiß einen Korb, wenn er bey mir um meine Tochter anhielte.

Frau von X. Ich würde wahrhaftig in Ansehung meiner reichen Nichte ein Gleiches thun.

Auf diese Art machten die beyden Damen ihrem Herzen Luft, das vom verbißnem Aerger gepreßt wurde.

Gegen ein Uhr nach Mitternacht nahm der Ball sein Ende; die mehresten von den Gästen fuhren weg, und unsere beyden Grafen von der gemachten Reise, und der Bewegung auf dem Ball ermüdet, eilten gerne nach ihrem Schlafgemach.

Fünftes Kapitel.

Die Scene ist im Hause des Baron Fangsatz. Der Baron geht mürrisch in seinem Zimmer auf und ab. Es wird geklopft, die Thüre geht auf und Herr von Süßloch, ein allerliebstes Männchen, mit einer feinen Silberstimme tritt ein.

Süßloch. Ah bon jour Baron! ich spreche nur auf ein Paar Augenblicke bey dir an, um zu sehen, was du machst. Ihr habt ja gestern eure Sache bey der Comedie ganz excellent gemacht, das sagt mir heute schon meine Cousine: ich möchte mich todt ärgern, daß ich gestern bey dem allerliebsten Specktackel nicht zugegen seyn konnte. Stell dir Brüderchen den

tollen Streich vor! Ich bin dir gestern ganz fertig frisirt, und angezogen, und stehe eben auf dem Point abzufahren; so führt mir der Henker den alten Glimmstein mit Weib und Kind auf den Hals. Aber à propos wie gings auf dem Ball zu?

Baron. Hundsföttsch!

Süßloch. Ey was du sagst! Ich denk, ihr seyd da alle recht munter und guter Dinge gewesen. Ist etwa die Comedie nicht ganz nach deinem Wunsch ausgefallen?

Baron. Die Comedie fiel für mich gut aus, aber um so viel trauriger das Nachspiel.

Süßloch. Habt ihr gestern zwey Stücke gegeben? Meine Cousine sagte mir nur von einem.

Baron. Zwar wurde nur ein Stück aufgeführt, aber der junge Graf Silberbau, und die Gräfin Friderike komponirten nachher auf dem Ball ein Nachspiel, das mir gar nicht gefallen wollte. Ueberhaupt lieber Süßloch bin ich mit dem gestrigen Tage ganz unzufrieden, ich hätte gewünscht, daß er nie gewesen wäre.

Süßloch. Parbleu mon frere! das ist mir gar nicht lieb zu hören. Wie in aller Welt ist das gekommen?

Baron. Weiß der liebe Himmel wie verkehrt und widernatürlich sich alles gestern für mich fügen mußte! — Hör nur Freund, und lach einmal den verliebten Baron aus!

Süßloch. Ah mon Dieu hast vielleicht gegen die Politesse einen Fehler begangen. — Verzeih mir mon frére, daß ich dir sagen muß, — es fehlt dir bisweilen noch an dem bon ton, an dem Pouvoir sich nach der Laune eines jeden bequemen zu können.

Baron. Ach Laune hin Laune her! ich beging den größten Fehler gegen mich selbst. Da laß ich mir auf einmal in den Kopf kommen, gegen Friderike den schmachtenden Liebhaber zu spielen. Du weißt, daß ich von allen dem verliebten Schnickschnack kein Freund bin, sondern Friderike als ein gesetzter Mann liebe und ehre: es muß also meine gespielte Rolle als Deserteur Schuld gewesen seyn, daß ich plötzlich aus einem steifen Liebhaber, zu einem recht süßen Romanenheld metamorphosirt wurde. Kurz, ich erklärte der Gräfin meine Liebe ohngefehr so zärtlich, als wär ich noch der Deserteur, und sie meine Louise gewesen: Zeit und Ort, da ich dieses

 that,

that, war beydes auf dem Theater gleich nach dem Schluß unsers Stückes.

Süßloch. Und was sagte die Gräfin?

Baron. Nichts tröstliches für mich, ich bekam einen ellenlangen Preller: Herr Baron, sagte sie, ich glaube Sie stehen in dem Wahn, als spielen wir noch Comedie, und damit hatte der verliebte Fangsatz seinen Bescheid. Nachher auf dem Ball, als sie den Grafen zu sehen bekam; wurde Baron Fangsatz gar nicht mehr bemerkt. Denk ich mir nun den Grafen, seine einnehmende Figur, seinen Stand und Reichthum: o Süßloch so verliehre ich alle Hoffnung auf Friderike, und doch lieb ich das Mädchen so aufrichtig.

Süßloch. Hemm schlim! wirklich schlim! ich hätte mir die Sache nicht so kritisch vorgestellt. Aber sprachst du die Gräfin nachher denn gar nicht mehr?

Baron. Einigemal versuchte ich es, aber sie wich mir immer aus.

Süßloch. He Bruder Baron nur nicht sogleich verzagt! du mußt die Sache noch nicht für ganz verlohren halten: vielleicht wollte sie dich nur für deine übel angebrachte Liebeserklärung,

klärung, durch einen familiärscheinenden Umgang mit dem Grafen, bestrafen. Ja ja, das wird es seyn! die Weibsleute haben immer für ihre Anbeter Strafe und Belohnung gleich bey der Hand.

Baron. Aber, wenn ich auch einige Versuche wagen wollte, um sie zu günstigern Gesinnungen gegen mich zu bewegen; so ist es dennoch schon zu spät, denn sie reiset heute oder morgen mit ihrem Vater zum Winter nach der Stadt zurück.

Süßloch. Nun so reise auch dahin; du darfst ja nur dort dein Haus beziehen, und ein Kerl wie du, wird doch wohl in dem Hause des Grafen L Eingang finden? Also nur immer der Gräfin nachgereiset, entweder erhältst du sie, oder lernst sie in der Stadt vergessen. Thue es immer Brüderchen, und reise nach P, denn was willst du bey dieser Sache den ganzen Winter hier auf dem Lande so müßig vertrauren.

Baron. Beynahe hätte ich Lust, deinen Vorschlag anzunehmen, nur —

Süßloch. Jetzt aber hab ich, lieber Baron, keinen Augenblick mehr Zeit übrig. Ich will dich aber bald wieder besuchen, dann wol-

len wir diese Sache noch einmal coram krie-
gen. Adieu Baron! Adieu!

Sechstes Kapitel.

Noch war alles still und öde in dem Hause der Baronin H, und würde man nicht die emsigen Tritte der geschäftigen Magd, welche den Saal kehrte, vernommen haben; so hätte man sämtliche Bewohner des Hauses für Langschläfer gehalten.

Graf Silberbau lag noch im sanften Morgenschlummer, aber dem ohngeachtet war der Ball bey ihm noch lange nicht zu Ende. In seine Ohren schallte noch immer die rauschende Musik, und seine geschäftige Fantasie warf die verschiednen Scenen des verfloßnen Tages bund durch einander. Bald kam es ihm im Traume vor, als treibe ihn die Beredsamkeit der Frau von Hünerkopf aus einem Winkel des Saales in den andern. Bald sah und hörte er wieder die Louise singen und sprechen, oder er sprang mit einem Satz über das Orchester auf's Theater und fing sie in seine Arme auf, als sie in Ohnmacht zur Erde fallen wollte. Jetzt tanzte

er eben mit Friderike einen englischen Tanz, plötzlich kam es ihm vor als umarme sie ihn mitten im Tanzen, und drücke die zärtlichsten Küsse auf seinen Mund. Hier hätte man den schlafenden Silberbau betrachten sollen, welche verliebte und schmachtende Miene er machte, bald den Mund zum Lächeln verzog, bald recht inbrünstig seufzte, und dabey ein zärtliches ach ausstieß; jetzt auf einmal stark Luft schöpfte, als wolle ihn Friderike mit ihren unzähligen Küssen ersticken. Zuletzt wurden dem Grafen ihre Küsse zu feurig, er konnte sie unmöglich länger aushalten, er fing an sich im Bette gewaltig zu rütteln und zu schütteln, bis er zuletzt erwachte: aber o welch ein Erstaunen! seine zärtliche Friderike war auf einmal in ein niedliches weisses Hündchen verwandelt, welches ihm den Mund mit seiner kleinen Zunge leckte, und ihm eben dadurch den angenehmen Traum verursachte. Dieses zärtliche kleine Thier gehörte dem Grafen L, es hatte sich aus dem Schlafgemach seines Herrn in's Zimmer des Silberbaus geschlichen, und ihn als einen alten Bekannten, durch seine kleine Zunge karessirt.

Der Graf bemerkte bey seinem Erwachen sogleich den herrlichen Morgen, der ihm so freundlich entgegen strahlte, und ihn zum baldigen Aufstehen einladete, er widerstand auch nicht einen Augenblick länger dieser schönen Einladung, sondern sprang sogleich aus seinem Bette, warf sich in seinen Morgenanzug, eilte an's Fenster, öffnete es, und athmete mit vollen Zügen die reine Morgenluft. Die Aussicht aus diesem Fenster führte nach dem Garten, zwar fing die Natur beym Eintritt des Herbstes schon nach und nach an abzusterben, aber selbst in ihrer Sterbensmiene sah man hier noch Schönheit. Die Luft war ruhig, und in der Gegend des Gartens herrschte eine sanfte Stille, dann und wann wurde diese Stille durch's Herabfallen eines reifen Apfels unterbrochen, der bey seinem Fall zwischen den Aesten und Blättern des Baumes ein kurzes Rauschen verursachte: oder man hörte das Schnarren und Pfeifen der häufigen Weindrosseln, welche listig um die rothen Beeren herumschwärmten, die man ihnen in den gestellten Dolen vorspiegelte: Das kleine Rothkehlchen melodirte pfeifend in den niedrigen Gesträuchen sein frühes Morgenlied. Die Blau-

meise

meise wurde wieder für Menschen gesellschaftlicher als im Sommer, und pickte schon beherzt an die Fensterscheiben. Hinter den roth und gelb schattirten Bäumen erhoben große Tannen ihre grünen Gipfel, stolz auf das dauerhafte Grün ihrer Zweige blickten sie gleichsam triumphirend rund um sich her auf ihre schon halb entblätterten Gefehrten des Gartens.

Um die Schönheit des Morgens bequemer genießen zu können, begab sich der Graf nach dem Garten; die Anlage desselben gefiel ihm außerordentlich wohl, denn man hatte hiebey die natürlich schöne Lage dieser Gegend wohl zu benutzen gewußt. Sobald man aus dem Hause trat, lag der ganze Garten als ein schönes Amphitheater, von einem kleinen, dunkeln Tannengehege umschlossen, vor den Augen dar. Mitten in diesem Amphitheater erhob sich ein beträchtlich großer Hügel, den die Natur hier selbst aufgeschüttet hatte, und der mit wildem Gesträuch dicht bewachsen war; durch dieses Gesträuch war von unten an ein schneckenförmiger Gang bis oben zugehauen, durch diesen Gang gelangte man endlich ganz oben zu einem Lusthäuschen, nach Art eines kleinen Tempels erbaut.

baut. Der Graf bestieg diesen Hügel, und konnte von hier aus, sowohl den ganzen Garten, wie auch zu beyden Seiten des Wohnhauses eine gute Strecke weit die umliegende Gegend übersehen. Nachdem er sich hier einige Zeit an der Aussicht ergetzet hatte; so stieg er den Hügel wieder hinunter, und begab sich in einen dunkeln Lindengang, der nach dem Tannengehege zuführte. Er war hier noch nicht weit gegangen, so kam es ihm vor, als höre er in der Ferne singen: er verdoppelte seine Schritte, und bemerkte endlich zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß diese Stimme die nämliche wäre, die ihn gestern bey der Comedie so entzückt hatte. Er wollte die schöne Sängerin nicht durch seine Ueberraschung stören, deshalb stellte er sich in ein dunkles Gebüsch zur Seite des Ganges. Die Sängerin saß nicht weit von ihm in einer Laube, und sang aus der Operette der Kaufmann von Smirna die Arie: „Wie schön, wie heiter „ist der Morgen.„ Lange kämpfte er mit sich selbst, ob er zu ihr gehen, oder sich wieder zurück begeben sollte, schon war er einige mal willens das erste zu thun, aber der Gedanke, sie könnte seine Zudringlichkeit übel aufnehmen, hielt

ihn noch zurück. Auf einmal wurde an die Thüre des Gartens geklopft, welche zur Seite der Laube war, und durch die man in's Tannengehege ging. Friderike trat aus der Laube, sie war in ein leichtes Morgengewand gekleidet, ihr schwarzes Haar flatterte um ihre Schultern, ihr voller Busen war nachläßig mit einem dünnen Halstuch bedeckt, und indem sie schnell bey dem Gesträuch, wo der Graf stand, vorüber ging; wurde das Tuch durch die Bewegung der Luft vom Busen weggeweht, und der Graf hielt geschwind die Hand vor's Auge. Halt, das wäre eine zu derbe Lüge! er that das, was vielleicht ein jeder andere an seiner Stelle würde gethan haben: sein Auge haschte begierig den nahen Anblick eines so schönen Busens.

Friderike öffnete die Thüre, und zwey reinlich gekleidete Mädchen, die eine ohngefehr 12 Jahr alt, die andere ein Paar Jahre jünger, führten einen alten blinden Mann in den Garten.

Friderike. Gott helf euch alter Greis! Guten Tag Kinder!

Der Greis. Dank untertanigst gnädigste Gräfin! Trute, Anne, küßt doch der gnädigen Gräfin den Rock!

Friderike. (Zu den Kindern, die ihr den Rock küssen wollen.) Laßt es nur gut seyn Kinder! Wie lebt ihr Alter?

Der Greis. We soll ek leben, so ruhig wie en Prinz, eck müßte glowen, der lewe Gott konnte mich strafen, wenn eck es anders seggen däth. Ach lewe gnädigste Gräfin! wenn eck zunders so tofreden min Steckschen Brodt ete, on eck weet, dat mene bede Mäkes nicht verhungern werden, wenn eck och en mal dot sy. Wat soll mer denn wohl noch fehlen?

Friderike. Nun es erfreut mich, daß ihr so zufrieden lebt.

Der Greis. (Mit bebender Stimme.) Ach der lewe Herr Gott werd's enne gnädige Gräfin dusentfältig im Himmel und of Erden belohnen, wat se an mer olen blinden Mann dohn. Oft segg eck to mene bede Mäkes, wenn wör zu Bett gehen: Kinder vergetet nicht by de jetzege gode Dage, de wer hebben, dat wör noch em Frujahr betteln gingen, und wem wör nächst Gott onsere gode Dage to verdanken hebben; dann beten wör alle of onsere Knie by dem lewen Herr Gott för onsere gnädigste Gräfin.

Fride-

Friderike. (Zu den Kindern.) Habt ihr euer Strickzeug mit gebracht?

Jedes Mädchen reicht der Gräfin ihr Strickzeug.

Friderike. (Die beyder Mädchen Arbeit sorgfältig nachsieht.) Du hast deinen Strumpf recht gut gestrickt, Anne! aber Trute du mußt etwas fester stricken, deine Arbeit ist zu lose', Anne muß ein wenig auf deine Arbeit acht geben.

Der Greis. Mäkens macht eure Sachen got, dat segg eck euch, damit de gnädige Gräfin sieht, dat wör ehr Brodt nicht ummensonst eten.

Friderike. Nun nun weine nur nicht Trute, du wirst auch schon gut stricken lernen. Nicht wahr? Geht ihr auch fleißig in die Schule?

Greis. Ja alle Dag müßen se mer flitig nach der Schol gehen, dat wär ja sündlich, wenn eck se nicht schecken däth, da de gnädige Gräfin dat Scholgeld betalen, on des Abends, müßen se mer en Steckschen ut den hübschen Böker vorlesen, de se mene Mäkes geschenkt hebben.

Friderike. Zeigt mir doch eure Schreibebücher.

Die Mädchen reichten sie ihr, und sie sah in beyden nach.

Friderike. Ihr müßt euch gewöhnen ohne Linien gerade zu schreiben, sonst geht es schon an. Hier alter Vater! habt ihr eu'r Wochengeld, (sie reicht ihm ein Papier, worein Geld gewickelt ist.)

Greis. Diese Woch bruken se mer nicht so wel to gewen, eck heb mir gistern, und vorgistern durch's Wolltocken enen halben Gulden verdent.

Friderike. Nun nehmt nur alles, für den verdienten halben Gulden könnt ihr euch was zu gute thun. Ich werde morgen von hier wegreisen.

Der Greis und die beyden Kinder. Ach Herr Gott!

Friderike. Euch darf nicht bange seyn, daß ich euch verlassen werde, ich will euch eu'r Wochengeld schon durch meine Tante richtig zukommen lassen. Kinder, ihr müßt euren alten blinden Großvater gut pflegen, ihm immer gehorsam seyn, und wenn er sterben sollte, so nehm ich euch zu mir in die Stadt, aber so lang er lebt, müßt ihr bey ihm bleiben. Du Anne mußt mir alle 14 Tage schreiben, was ihr macht, und ob ihr was nöthig habt, den Brief darfst du nur

bey der Frau Baronin abgeben, die wird ihn schon an mich bestellen; wenn du ihn nicht allein machen kannst, so laß dir den Schulmeister helfen. Verstehst du mich? Und wenn ihr, alter Vater einmal mit Tode abgeht, so wird die Frau Baronin in meinem Namen für eu'r Begräbniß sorgen; sie hat mir auch versprochen, es gerne zu besorgen, sie will euch auch für ihre eigne Kosten eine Leichenpredigt halten lassen: ihr dürft euch also auf eurem Sterbebette wegen der Beerdigung keine Sorge machen.

Der alte Greis fiel auf die Knie, hob seine trocknen Hände in die Höhe, und betete mit zitternder Stimme: „O du lewer Herr Gott, „himmlischer Vater! eck blinder oler Mann danke der mit Thränen, daß du mir den Engel „togefehrt häst, der mer nach so velen Leiden, „noch solche gode Dage, on so en ruges Ende „verschafft.„

Friderike trocknete sich eine hervordringende Thräne ab und half dem schwachen Greis wieder aufstehen. Nach einer Weile sagte sie: „Setzt „euch alter Vater hier auf die Rasenbank bis ich „wieder komme, ich gehe nur in die Stube, und „hole Geld, um euch eu'r Wochengehalt auf einen

 „Mo=

„Monat zum voraus zu bezahlen.„ Sie flog schnell bey dem Grafen vorbey und eilte nach dem Hause zu: „O welch ein Engel!„ sagte der Graf, zog seinen Geldbeutel aus der Tasche, nahm drey Dukaten aus demselben, wickelte sie in ein Papier, und trat nach einer Weile zum Greise. Da Alter, sagte er zu ihm, habt ihr eu'r Wochengeld auf einen Monat, die Gräfin Friderike schickt es euch durch mich, ihr sollt nur noch ein wenig warten, sie wird auch gleich wieder hier seyn, damit gab er ihm die Dukaten, nahm einen Umweg nach dem Hause zu, und kam unbemerkt auf sein Zimmer.

Als die Gräfin wieder kam, schrie ihr der Greis, dem seine Großtöchter gesagt hatten, daß solch gelbes Geld in dem Papier sey, schon von weitem entgegen.

„Ach gnädigste Gräfin! dat es wahrhaltig to „vel, nehmen sie es toreck, wat sull eck mit alle „dem Geld wol macken?„

Die Gräfin wußte nicht, was diese Rede des Alten bedeuten sollte, aber wie ihr Anne das erhaltene Geld wies, verwunderte sie sich darüber. Die Mädchen konnten ihr keine deutliche Beschreibung von dem Ueberbringer desselben ma-

chen,

chen, aber so viel sah sie hieraus, daß jemand sie bey der Unterredung mit dem blinden Mann belauscht habe. Sie sagte zum Greise: „Wollt „ihr das Geld nicht behalten; so werd ich es der „Frau Baronin zu verwahren geben. Wißt ihr „auch wie reich ihr jetzt seyd? Drey Dukaten hat „euch der Herr geschenkt.„

Greis. Ach was vor en schweres Geld. Lewer Himmel, wat sull eck wol mit dem Reichtum macken, eck würde nicht Tag nicht Nacht ruhig schlapen können.

Friderike. Solltet ihr etwas mehr brauchen als ich euch gebe, so könnt ihr so viel als ihr wollt von dem Gelde nehmen: wo aber nicht, so sollen diese drey Dukaten in der Folge euren Großtöchtern wohl zu statten kommen.

Der Greis war damit zufrieden, er erhielte sein Wochengeld auf einen Monat zum voraus, er und seine Großkinder verließen, unter vielen Seegenswünschen, ihre Wohlthäterin, und gingen, über ihre Güte gerührt, zum Garten hinaus.

Friderike spazierte tiefsinnig wegen dem Umstande mit den drey Dukaten nach dem Hause zu. Sie dachte lange hin und her, wer es doch seyn könnte, der sich so freygebig gegen den blinden

Greis bewiesen hat, und immer blieb ihr Gedanke bey dem Graf Silberbau stehen, wenn sie alle Fremde, die noch bey ihrer Tante waren, die Musterung hatte passiren lassen. Sie beschloß aber der Bescheidenheit wegen nach diesem unbekannten Wohlthäter nicht weiter zu forschen.

Die Baronin hatte das Frühstück in dem Lusthause auf dem Hügel zubereiten lassen, die Gesellschaft versammlete sich allhier nach und nach, und nahm unter vergnügten Gesprächen das Frühstück ein.

Als Friderike zur Gesellschaft kam, betrachtete sie den Grafen Silberbau mit einem forschenden Blick. Der Graf, der die Ursache dieses Blickes gehörig wußte, bemühte sich ihn mit der größten Ruhe und Gelassenheit auszuhalten, aber er war ihm zu stark, und dauerte zu lange, als daß er ihn hätte gelassen aushalten können; er lächelte, kehrte die Augen von ihr weg, stand auf und trat an's Fenster. „Ha richtig den Laurer getroffen„ dachte Friderike. Nach eingenommenen Frühstück spazierte die Gesellschaft im Garten umher. Der Graf bot der Friderike seinen Arm an, und beyde gingen eine Zeitlang stillschweigend umher, ohne nur durch

ein einziges Wort die peinliche Stille zu unterbrechen: endlich ergrif der Graf die gewöhnliche Einleitung zum Gespräch und sagte: „Heut ist „ein schöner Morgen;„ die Gräfin hatte wider die Richtigkeit dieser Bemerkung nichts einzuwenden, und also herrschte wieder die vorige Stille. Zuletzt lenkte Friderike die Unterredung ein: „Sie sind gewiß heute früh aufgewesen,„ sagte sie zu ihrem Führer.

Der Graf. Ich kann mir das Lob nicht beylegen, ich bin vor kurzem erst aufgestanden.

Friderike. Wie gefällt Ihnen der Garten?

Der Graf. Sehr schön, man hat hier Natur und Kunst sehr gut mit einander vergesellschaftet.

Friderike. Ich würde diesen Garten gerne in P. haben, denn ich hab mich ganz in ihn verliebt.

Die Fortsetzung dieses Gespräches betraf einzelne aufgefundene Schönheiten des Gartens. Die Gesellschaft vertheilte sich jetzt in den verschiednen Gängen des Gartens; der Graf und Friderike traten jetzt von den übrigen abgesondert in den dunkeln Lindengang. Als sie das Gebüsch vorüber gingen, wo der Graf Friderike belauscht

hatte; so konnte er sich nicht enthalten, einen verstohlnen Blick nach ihrem Busen zu werfen; aber alles war sorgfältig versteckt, und kein Lüftchen wollte jetzt so dienstfertig seyn und das Halstuch wegwehen. Nun waren sie an der Thüre, die zur Seiten der Laube war.

Der Graf. Wo führt die Thüre hin?

Friderike. In den kleinen Tannen-Wald.

Sie öffnete die Thüre, und machte den Grafen auf die Allee aufmerksam, welche durch diesen Wald gehauen war, und an deren Ende man eine Dorfkirche erblickte.

Sie setzten sich auf die Rasenbank an der Thüre, der Graf dachte lebhaft an die rührende Unterredung, die die Gräfin mit dem Greise hielte, in seinem Auge funkelte helle Freude, er sah Friderike an und drückte ihre Hand.

Die Gräfin sah die Stimmung des Grafen, und sein Händedruck sagte ihr deutlich, was in dem Innern seines Herzens vorging; sie fand sich hiedurch für die an diesem Orte verübte Wohlthat reichlich belohnt; um aber einer nähern Erklärung hierüber auszuweichen: so stand sie auf, und beyde gingen wieder zur Gesellschaft.

Siebentes Kapitel.

Graf L. hatte sich vorgenommen auf den Nachmittag einen Besuch in der Nachbarschaft bey einem Herrn abzulegen, der sich nur erst seit kurzem in dieser Gegend niedergelassen hatte. Man wußte nur so viel von seinen Umständen, daß er Obrister bey dem A**schen Infanterie-Regiment gewesen sey, aber wegen Schwäche seiner Gesundheit jetzt den Abschied genommen habe. Nicht weit von Wildburg hatte sich der Obriste ein Gut gekauft, hier lebte er ganz für sich, nur dann und wann stattete er Besuche in der Nachbarschaft ab, am öftersten aber besuchte er die Baronin H., die ihm wegen ihres guten Charakters sehr gefiel. Hier bey seiner Schwester in Wildburg lernte ihn der Graf L. kennen, und schätzte ihn wegen seiner Weltkenntniß und Rechtschaffenheit außerordentlich hoch. Von den guten Eigenschaften dieses Mannes machte Graf L. dem Silberbau eine zu vortheilhafte Beschreibung, als daß dieser die Gelegenheit ungenutzt hätte vorübergehen lassen, um nicht die Bekanntschaft mit einem solchen Manne zu suchen.

Eine Stunde nach dem Mittagsessen fuhren diese beyden Grafen zum Obristen; sie fanden ihn schon kurz vor seinem Gute in einem kleinen Birkenwalde; hier stand er bey der Arbeit einiger Maurer, welche den Grund zu einem kleinen Gebäude maurten. Der Obriste empfing sie mit freundlicher Miene, und Silberbau wurde von ihm recht herzlich umarmet, da er hörte, daß er der Sohn des General Silberbau wäre, den er noch vom Regiment her kannte.

Graf L. Was lassen Sie da bauen Herr Obrister?

Obrister. Eine kleine Hütte, die ich bald zu beziehen gedenke. Hier ist der Abriß, nach dem ich sie erbauen lasse. (Er rollte ein Papier auf und zeigte es dem Grafen.)

Graf L. (Der den Abriß betrachtet.) Ich will doch nicht hoffen, daß Sie sich schon ihre Begräbnißstelle zubereiten?

Obrister. Und warum sollte ich es nicht thun Herr Graf? Es liegt gewiß für mich viel angenehmes in dem Gedanken: Hier wirst du einst ruhen von deiner Arbeit und von deinen Leiden, bis dich der Schöpfer aus deinem Todesschlaf zu neuen und seligern Geschäften erweckt.

Graf L. Freylich geziemt es einem jeden Menschen an seinen Tod zu denken: aber Herr Obrister! der Gedanke an diesen Zerstörer des Menschenlebens führt doch, bey allen den verheißnen Seligkeiten nach dem Tode, noch immer etwas Schauderhaftes mit sich.

Obrister. Ich denke ruhig an diesen meinen alten Kriegs-Gefehrten, schon oft nahm er mich in seinen kalten Arm, aber meine gute Natur setzte sich gegen seine Umarmung: umarmt er mich jetzt; so kommt mir seine Umarmung erwünscht.

Graf L. Ich wünsche von ihnen zu lernen seiner Umarmung auch so gelassen und heiter entgegen sehen zu können.

Obrister. Sehen Sie Herr Graf! ich denke mir den Tod als ein großes noch unbeschiftes Meer, welches unser Leben von allen Seiten begrenzet. Wir stehen alle an dem Ufer dieses Meeres, strengen unsere Augen an um jenseit des Meeres Land zu entdecken. Einige von denen, die hier stehen, schreyen mit lauter Stimme: dort ist Land, seht doch Brüder, welch ein schönes Land dort jenseit des Meeres liegt! Ha wie die Bewohner dieses seligen Landes in

Freude

Freude und Wonne schweben! Viele von den Gegenwärtigen werden durch dieser Leute Geschrey hingerissen, sich neben ihnen auf den Platz zu stellen, um nach der Gegend hinzublicken, wo das selige Land liegen soll; sie strengen gleichfalls ihre ganze Sehkraft an, und je länger sie beständig nach der einen Gegend sehen, und die guten Leute an ihrer Seite immer noch näher und zuverlässiger das Land beschreiben hören: so kommt es ihnen dann auch zuletzt so vor, als sähen sie Land. Andere laufen wieder zu einer klaren Quelle, waschen ihre Augen mit dem reinen Wasser derselben, dann treten sie zu den Leuten, die auf der andern Seite des Meeres Land erblicken wollen, sehen unermüdet nach der Gegend, wo das Land liegen soll, aber sie erblicken nichts: um ihren Brüdern, die da wirklich Land erblicken wollen, die Freude nicht zu verderben, oder mit ihnen nicht in einen unnützen Streit zu gerathen, gehen sie stillschweigend fort, und sagen nur selten einem, daß sie kein Land bemerken.

Die mehresten von denen, die jenseit des Meeres zuversichtlich ein Land erblicken, richten sich nach einem alten Buche, das von einem Menschen-Geschlecht auf's andere gekommen ist,

in dem vieles von diesem Lande beschrieben steht und in welchem auch Seekarten und Compaß vorhanden sind, um nach diesem Lande hinüber zu segeln. Viele Tausende segeln jeden Tag vom Ufer ins Meer, denn der Wind bläst immer vom Lande nach der offenbaren See zu, ohne jemals nur im geringsten umzuspringen. Viele machen sich vor der Abreise mit den Seekarten und dem Compaß aus diesem Buche recht genau bekannt, und stärken sich auch wohl noch kurz vor der Abfahrt durch den heilsamen Genuß des Brodtes und Weines zu der bevorstehenden Reise, stechen dann getrost in die offenbare See, der Hofnung gewiß, daß sie das gewünschte Land nach den wohlstudirten Seekarten nicht verfehlen werden. Da aber der Wind beständig vom Ufer nach der See zuweht; so kommt von allen den Tausenden und abermal Tausenden, die sich auf dieses Meer begaben und noch begeben, kein einziger zurück, und bestätiget durch seine Sage, ob die Seekarten und der Compaß, den sie vom Lande mitbekamen, probat seyn.

Ich stehe auch am Ufer dieses Meeres, mein Auge ist jetzt schon zu schwach als daß ich zuversichtlich jenseit des Meeres das erwünschte Land

erblik-

erblicken könnte: zwar schimmert mir da wohl so was vor den Augen, das wie Land aussieht, aber schade, daß ich mein Auge, als ich noch jung war, nicht dazu anstrengte, um schärfer nach der Gegend des Meeres hinzublicken, wo so viele Leute Land vermuthen!

Freunde! (Hier ergrif er des Grafen L. und des Silberbaus Hand, und richtete sein Auge, in dem eine helle Thräne zitterte, zum Himmel.) ist aber gewiß jenseit des Meeres Land; o so glaub ich auch dahin zu gelangen, denn ich beßre und baue noch alle Tage an meinem Schiff, ob es gleich schon lange segelfertig am Ufer liegt, und der Wind ist ja auf diesem Meere allen Reisenden günstig: komm ich dann dort an das gewünschte Land; so spring ich geschwinde aus dem Schiffe und suche meine Wilhelmine, die sich schon lange auf dieses Meer begeben hat.

Graf L. O möchten wir künftig alle ohne Zittern und bange Ahndung diese Seereise antreten!

Obrister. Das wollen wir hoffen, und uns bey Zeiten schon reisefertig machen.

Unter diesem Gespräch waren sie in das Haus des Obristen gekommen. Hier verfloß unsern beyden

den Grafen der Nachmittag sehr angenehm und schnell; der Obrister unterhielte sie theils mit Bemerkungen und Erzehlungen, die er aus seiner genauen Weltkenntniß zog, und die er sich auf seinen langen und weiten Reisen erworben hatte, theils zeigte er ihnen seine kostbare Sammlung von allerhand Merkwürdigkeiten, die er während seiner vieljährigen Reisen zusammen gebracht hatte, zuletzt öffnete er ihnen ein Zimmer, und führte sie in seine kostbare Bibliothek. Hier fiel unsern beyden Reisenden gleich bey dem Eintritt ins Zimmer eine Art von Monument in die Augen, das gerade gegenüber der Thüre gesetzt war. Es war eine aus Alabaster gehauene weibliche Statue, in deren Gesicht Wehmuth und Mitleiden wohl ausgedrückt waren; in der einen Hand hielte sie ein Gemählde, mit der andern zeigte sie nach diesem Gemählde. Diese Bildsäule stand auf einem marmornen Fußgestell, das auf einer drey Stufen hohen Unterlage gesetzt war. In der Vorderseite dieses Fußgestelles war eine weiße marmorne Tafel eingefügt, auf dieser standen mit schwarzen Buchstaben die Worte: „Ach du verlorst viel!„

Das Ganze war ohngefehr zehn rheinländische Fuß hoch. Gerne hätten die beyden Grafen das Gemählde gesehen, welches die Statue hielte, aber es war sorgfältig bedeckt, und der Obriste schien es nicht gerne zeigen zu wollen; sie drangen daher auch mit ihrem Begehren nicht weiter in ihn. „Da ist etwas Nahrung für meine „Schwermuth„ sagte er und wandte sich schnell nach einem Bücherschranke, um seine Traurigkeit zu verbergen. Nachdem man sich hier ohngefehr eine Stunde aufgehalten hatte, machten unsere Reisenden Anstalt zum Wegfahren. Sie dankten dem Obristen für seine angenehme Unterhaltung; Silberbau wurde von ihm gebeten, ihn bald wieder zu besuchen, er versprach auch sich sobald als möglich dieser Einladung zu bedienen, und beyde Grafen fuhren nach Wildburg zurück. Des andern Tages kehrten sie von Frideriken begleitet nach P. zurück.

Achtes Kapitel.

Dem Grafen Silberbau wurde jetzt das Haus des Grafen L. immer angenehmer, es ging selten

ten eine Woche vorüber, in der er nicht zwey bis dreymal diese Familie besuchte. Sein größtes Vergnügen setzte er in den Umgang mit Friderikén, die gleich in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft einen nicht geringen Eindruck auf ihn gemacht hatte; seinem Auge entwickelten sich immer mehr und mehr ihre Reize, und er glaubte den guten Charakter und klugen Geist dieser Person schon zu genau zu kennen, als daß nicht der Gedanke an eine nähere Verbindung mit ihr in der Folge der Zeit bey ihm lebhafter geworden wäre; den Zeitpunkt dieser Verbindung setzte er aber noch etwas weit hinaus, weil er den Aufenthalt auf der Universität nicht ungenutzt wollte vorüber gehen lassen. Der alte treue Frips wachte mit wahren Mentors Augen über alle Handlungen seines jungen Grafen. Seiner Aufmerksamkeit entging also auch nicht der beständige Umgang mit Friderikén, und er machte hieraus den Schluß, sein Herr sey in Friderikén verliebt. Als dieser Schluß bey ihm die Gewißheit erlangt hatte, setzte er sich eines Tages hin und schrieb an den General:

Gott zum Gruß!

Gnädiger Herr General!

Sintemal und alldieweil der Herr General mir befehlen thaten, daß ich von alle dem, was der junge Herr Graf, mein lieber junger Herr thuen thäte, sogleich stante pene an den Herrn General berichten thun sollte, derohalben, und dermaßen ich also Dero Befehl stricke beobachten thun werde.

Mein gnädiger Herr Graf ist noch immer so hübsch fleißig und artig, als er's zu Hause war, denn er thut alle Tage fleißig in die Schule bey den Professers gehen, die man hier Collegen nennt, und er geht auch nirgends in keine andere Gesellschaft als zu dem Herrn Grafen L, der mir ein braver Herr scheinen thut. Aber ich glaube mein junger Herr hat so ein bischen ein verliebtes Auge auf die Gräfin Friderike geworfen, welche die Tochter des Grafen L ist. Alldieweil und dermaßen ich abers nach meinem Judicio dafür halten thue, daß dieses eben keine ungebührliche Partie für den jungen Herrn Grafen sey; derohalben und deswegen glaub ich, man kanns so bey diesem Liebeshandel sein Bewenden

haben

haben lassen, denn das Proverbium sagt: „Was jung ist, das liebet sich, und es ist doch immer besser, der Herr Graf thut sich mit einer Gräfin abgeben, als mit einer andern, die keine Gräfin seyn thut. Uebrigens sind wir gottlob alle gesund, außer dem großen Hengst, der nicht recht fressen thun will, ich hab ihm aber heute das Maul ausreinigen lassen, und ich glaube, er soll bald wieder gut fressen thun. Wir haben auch noch immer Geld voll auf und brauchen noch kein frisches. Ich empfehle dem gnädigen Herrn General den lieben Gott zur steten Obhut, und bin des gnädigen Herrn Generals

P. den 6. Okt. 17**. gehorsamster Knecht

Carolus Frips.

Dem General kam die Nachricht wegen dem Liebeshandel seines Sohnes nicht uneben. Er und sein Bruder hatten es schon unter sich fest beschlossen, daß, sobald der Graf von der Universität zurückkäme, sie bey ihm auf eine anständige Verbindung dringen wollten, denn beyde Brüder wünschten diese Sache bald zu Stande zu bringen, da der junge Graf nur der einzige Erbe der großen Grafschaft Silberbau, und der

Grafschaft Siebenhölzer war, welche letztre dem Bruder des Generals zugehörte, der aber keine Kinder hatte. Deswegen fanden sie es auch für gut, den jungen Grafen nicht den Soldatenstand wählen zu lassen, weil eine Kanonkugel leicht einen weitläuftigern Anverwandten zum Erben der Grafschaften im Testamente unterschieben könnte.

Die Lustbarkeiten zum bevorstehenden Winter nahmen jetzt in P ihren Anfang; der Graf versäumte keine, an der Friderike Antheil nahm. Baron Fangsatz war dem Rathe seines Freundes Süßloch gefolgt, und hatte sich zum Winter in P eingefunden. Bey diesem gehörte es gleichfalls zum Plane seiner Liebe, allen den Lustbarkeiten beyzuwohnen, welche Friderike besuchte.

Auf einer Maskerade war es, wo Graf Silberbau zum erstenmal das Peinliche der Eifersucht fühlte. Friderike hatte dem Grafen versprochen, auch auf dieser Maskerade zu seyn: „Sie sollen „mich morgen nicht erkennen„ sagte sie zu ihm. „Und wenn tausend Masken da sind; so will ich „Sie erkennen,„ antwortete ihr der Graf.

Friderike. Was gilt die Wette, Sie erkennen mich nicht?

Graf.

Graf. Haben Sie die Güte, und bestimmen Sie die Wette; ich gehe sie ein.

Friderike. Ich wette um funfzig Dukaten.

Die Wette wurde angenommen, und der Graf hielt sie schon für gewonnen, denn Friderikens Gestalt und Gang war ihm zu genau bekannt, als daß er sie zu verliehren dachte, nur bedung er sich bey ihr aus, sich in keine männliche Maske zu kleiden, welches sie ihm auch zusagte.

Der Graf wählte sich eine Masque en Noble Venecien, und fand sich zur Maskerade ein, da schon der größte Theil der Masken hier beysammen war. Er stellte sogleich seine Untersuchung an, ging bey vielen Masken vorbey, stand still, betrachtete sie genau, glaubte in manchen Friderike getroffen zu haben, aber er fand sich hintergangen. Schon hatte er viele vergebliche Versuche gemacht, und seine Hoffnung die Wette zu gewinnen, fing an abzunehmen, als ein Gärtnermädchen in den Saal trat. Ihr Gang, ihre Gestalt ließ ihn gleich die Gräfin vermuthen. Jetzt kam ein polnischer Jude zum Grafen, nahm seine Hand, und beschrieb mit dem Finger ein S; Silberbau nickte mit

dem Kopf: Gehorsamer Diener Herr Graf, sagte darauf der Jude zu ihm.

Graf Silberbau. Guten Tag Mauschel!

Der Jude. O weih keschrien knädiger Herr Graf sind mer å böser Herr! Weih sind mer in å Händel kefallen, haben mer meinen Käuf verdorben! Soll ach leben, wenn do's thät a Jüdcher, wird er doch gesteinigt.

Graf Silberbau. Was fehlt dir alter Hebräer? Ich glaube du träumst.

Der Jude. Hält mich der Herr für å Fritz, für å kleines Büble, doß ich ihn werd lassen in meinen Käuf fallen. Es soll kein Graß vor meiner Thür wachsen, ich will nit kesund seyn, will vertrocknen wie å Zwernsfaden, wenn ich mir das kefallen lasse.

Graf Silberbau. Was für einen Handel meynst du denn?

Der Jude. Hot der Herr schon vergessen den Händel bey der knädigen Fra Baronin in Wildburg? Nahmen mir da å epes rare Waar vor dem Maul weg, hatten die Waar den ganzen Abend uf dem Ball an der Hand, und wollten nit lassen anrühren die schmucke Waar

von einem andern Mensch! Ah weih keschrien, haben die Waar für sich genommen!

Jetzt merkte der Graf, daß der Jude unter der raren Waare die Gräfin Friderike meyne, nur wußte er nicht, wer der Jude sey.

Graf Silberbau. Warum hast du deinen Handel nicht vorher geschlossen, jetzt ist es zu spät! O weih zu schreyen, denn ich behalte die gute Waare für mich ganz allein.

Der Jude. Gott soll behüten, daß is mir å schlimmer Herr! Ich will ach was verdienen, ich schachre ach solche gute Möbelchen. Globt denn der Herr, ich soll nur schachern å Plunder, å Schoffel. Will nit kesund seyn, wenn ich kof å Plunder å Schoffel. Ich frag itzt den Herrn, will der Herr vom Käuf abstehen? mir allein den Händel überlassen? He! wills der Herr thun? Ich hab schon kethan, eh der Herr die Waare sah, a Bott uf die Waar, und ich will noch thun å größern Bott.

Graf Silberbau. Aus dem Handel wird nichts lieber Jud! ich stehe keinem die Waare mehr ab.

Der Jude. Nun so soll der Herr sehen, was keschicht, ich will gleich hingehen, und die

Waar noch ä mal beschauen, und a größere Bott thun. Versteht der Herr das will ich thun.

Damit ging der Jude nach der Seite zu, wo das Gärtnermädchen saß, und machte sich allerhand mit ihr zu thun, nachher zog er einen Beutel hervor, und wollte ihr einen Blumenstrauß abkaufen.

Der Jude. Will die schmucke Mammsell mir nit a Blumensträußel verschachern? Ich will mir damit äfputzen den Hut, do's wird ror lasse, will Sie ach geben baares Geld.

Das Gärtnermädchen schüttelte den Kopf, und wollte kein Geld nehmen, sondern schenkte ihm einen Blumenstrauß.

Der Jude. Is mir a schmucke Schicksel, a rare Dirn, will ihr ach küssen das Patschle, (er nahm ihre Hand und küßte sie.) Soll mich Gott tödten, wenn dos nit is a epes rare Hand, wie ich main Leb-Tag nit keschaut hab.

Der Graf, welcher bemerkte, daß diese Maske so ruhig und zufrieden das Gespräch des Juden anhöre, und auch nicht im geringsten ihr Mißvergnügen bezeugte, wenn derselbe ihre Hand küßte, stutzte gewaltig. Er ging einigemal unruhig bey dem Gärtnermädchen vorüber. „Schö-

„nes

„nes Mädchen sagte er, bedenken Sie, daß ein „Jude mit Ihnen spricht, und lassen Sie sich „nicht von ihm beschachern.„

Der Jude. Will der Herr mir wieder meinen Händel verderben? He! Will dos der Herr?

Der Graf wollte jetzt einen Blumenstrauß aus dem Körbchen nehmen, welches das Gärtnermädchen am Arm hielt.

Der Jude. Weih liebe Mammsell! geb sie dem Herrn kein Blumensträußel. Gott soll behüten, do's is mir å schlimmer Herr!

Das Mädchen folgte dem Juden, und verweigerte dem Grafen den Blumenstrauß. Der Jude merkte den Verdruß des Grafen, und frohlockte darüber.

Der Jude. Hat's der Herr keschaut, daß ich nicht hab kethan, a Miskebott auf die rare Waar? He! hat ers keschaut?

Der Graf war froh, daß der Jude wegen der Maske nicht den Aerger auf seinem Gesicht lesen konnte.

Der Jude. Nun wird mir doch der knädige Herr Graf den Händel abtreten? Nit wahr?

Jetzt kam eine kleine dicke Figur von Frauensperson, wie eine Schäferin gekleidet, auf das

Gärtnermädchen zugewackelt, und setzte sich ihr zur Seite.

Die Schäferin. Ah ma chére Comtesse, je suis tres fatigué, ich bin im ganzen Saal umher gelaufen, und hab Sie gesucht. Que dites vous ma chére Comtesse von meiner Maske, ist sie nicht fort joli? Seh ich nicht ganz adorable darinn aus?

Das Gärtnermädchen bestätigte es mit einem Kopfnicken.

Die Schäferin. `A propos! Haben Sie nicht Monsieur le Comte de Silberbau gesehen. Was für eine Maske mag er wohl choisirt haben, ich möchte ihn gerne sprechen.

Der Graf, der in dieser vierkantigen Schäferin sogleich die deutschfranzösische Frau von Hünerkopf erkannte, und eine Attake von ihrer Zunge befürchtete, machte, daß er fortkam, und mischte sich unter den Haufen von Masken. Ihm wurde ein längrer Aufenthalt allhier unerträglich: noch immer sah er zu seiner großen Kränkung, daß der Jude nie von der Seite des Gärtnermädchens wich, und er hielt es für sicher, daß die Gräfin Friderike ihn vorsetzlich dadurch kränken wolle. Eben wollte er den Saal verlassen,

lassen, und zur Thüre hinausgehen, als er sich sanft auf die Schulter geschlagen fühlte, aber welch ein Schrecken ergrif ihn, als er beym Umkehren die korpulente Schäferin erblickte.

Die Schäferin. Ah mon cher Comte, je suis infinement rejoué de vous voir en bon santé, mais mon Dieu, wollen Sie schon die Maskerade quittiren?

Graf Silberbau. Ja, ich befinde mich nicht wohl.

Die Schäferin. Faites moi la grace und bleiben Sie noch ein wenig hier.

Graf Silberbau. Es ist mir unmöglich.

Die Schäferin. Restez restez ici mon cher Comte! mais dites donc, kennen Sie mich auch?

Graf Silberbau. O sehr gut! Sie sind die Frau von Hünerkopf.

Die Schäferin. Oui mon cher Comte das bin ich. Mais venez chez la Comtesse Fréderic, sie wird sich infinement erfreuen, daß ich Sie attrapirt habe.

Graf Silberbau. Ach die Gräfin hat zu viel mit dem Juden zu handeln, ich will sie daher auch gar nicht stören, hiermit machte er

der

der Frau von Hünerkopf eine Verbeugung, und wollte fortgehen.

Die Schäferin. (Mit einer ganz andern Stimme.) Herr Graf! ich hab die Wette gewonnen. Sie haben mich nicht erkannt.

Graf Silberbau. (Angenehm überrascht.) Ist's möglich gnädige Gräfin, sind Sie es? Nun das war hintergangen! ich habe die Wette verlohren. Aber sagen Sie mir, wie haben Sie Ihre schöne Person, Ihre sanfte Stimme so natürlich in Person und Stimme der Frau von Hünerkopf verwandeln können?

Die Schäferin. (In einem schertzhaften Ton.) Ach was thut man nich alles um's liebe Geld! Hab ich meine Rolle als Frau von Hünerkopf gut gespielt?

Graf Silberbau. Ganz vortreflich. Ich hätte darauf geschworen, Sie wären leibhaftig das französische Plaudermaul, ich suchte mich schon sorgfältig zu verbergen.

Die Schäferin. Ha ha ha! Aber ich kann Ihnen auch versichern, daß ich zum wenigsten ein Dutzend Handtücher und Servietten um Armen und Leib gewickelt habe, um diese allerliebst magre Figur herauszubringen.

Graf Silberbau. Wer ist denn das Gärtnermädchen? Ich suchte Sie unter dieser Maske.

Die Schäferin. Das ist meine Putzmacherin, sie hat eine auffallende Aehnlichkeit mit meiner Gestalt, und um sie, Herr Graf, ganz von meiner Person abzuziehen, überredete ich sie auf der Maskerade zu erscheinen, versah sie mit einer Maske, und verbot ihr dabey, keiner Maske auf eine Frage etwas zu antworten, um sich nicht durch die Stimme zu verrathen, daher schweigt sie auch so still wie eine Bildsäule, obgleich der Jude ihr außerordentlich viel süßes vorsagt.

Graf Silberbau. Wer ist der Jude?

Die Schäferin. Haben Sie ihn nicht erkannt? Ich sah vorher, daß Sie mit ihm sprachen. Es ist Baron Fangsatz, der bey ihrem Besuch in Wildburg den Deserteur in der Operette spielte. Er glaubte immer steif und fest, daß ich das unerbittliche Gärtnermädchen bin, welches ihm auf seine hundert Fragen keine Antwort geben will. Der größte Spaß wird noch nachkommen, der Jude hat schon einigemal meine Putzmacherin um die Erlaubniß gebeten, ihr

Er-

Erfrischungen reichen zu dürfen, weil er hofft, daß sie sich dann bey dem Trinktisch demaskiren werde: ich werde ihr einen Wink geben, das Anerbiethen anzunehmen.

Hiemit verließ sie den Grafen, und ging in einem angenommenen schwerfälligen Gange zum Gärtnermädchen. Der Graf mußte herzlich lachen, als er ihre possirliche Figur, und den wakkelnden Gang betrachtete. Er folgte ihr von weitem nach, und ergötzte sich recht an dem verliebten Juden, der ihn vorher zur Eifersucht verleitete.

Der Mauschel war so fidel und innig vergnügt bey der Dame seines Herzens, daß er beständig dieser stummen Schöne bald in seiner jüdischen Sprache, bald wieder auf eine andere Art etwas vorplauderte.

Jetzt trat wiederum die schlanke Schäferin zum Grafen, und sagte ihm ins Ohr: „Nun „passen Sie auf! Nicht lange nachher stand der Jude auf, und führte seine vermeinte Gräfin Friderike am Arm bey dem Grafen vorbey nach dem Seitenzimmer, wo Erfrischungen zu haben waren.

Der Jude. (zum Grafen.) Sieht der Herr, nun führ ich die Waar na heim, und für

Sie ist nichts zu schachern. O weih keschrien, für den Herrn Grafen ist nichts zu schachern.

Graf Silberbau. Ha du gottloser Mauschel, so warte doch ein wenig! Willst du mir nicht die Waare verhandeln.

Der Jude. Such sich der Herr was anders aus, die Waar kann ich nit weggeben, sie ist epes rar, die behalt ich für mich ganz allein.

Der Graf konnte sich nicht enthalten, über den betrognen Juden zu lachen, er und seine Schäferin folgten ihm ins Trinkzimmer nach.

Graf Silberbau. (zum Juden.) Kennst du auch wirklich deine schöne Waare?

Der Jude. Weih! soll ich sie nit kennen, hab sie schon oft beschaut, es ist gor was feines.

Graf Silberbau. (dem Juden in's Ohr.) Es steckt nicht das, was du suchest, unter der Maske. Sieh hier Mauschel! (auf die dicke Schäferin zeigend) das ist die rechte Waar die wir beyde suchen.

Der Jude. Wil der Herr mich foppen? Denkt der Herr ich bin á Fritz, á kleines Büble? Gott soll mich behüten, daß ich meine schöne Waar in eine solche Tonne einpacke.

Jetzt

Jetzt reichte er seiner Schöne ein Glas Limonade, nahm seine Larve ab und sagte zum Gärtnermädchen: „Nun, meine gnädige Gräfin, werden Sie doch das Stillschweigen brechen, mit dem Sie mich so lange gequälet haben.„

Das Mädchen entlarvte sich, nahm das Glas und trank.

Der Baron sprang einige Tritte zurück, reckte die Augen gewaltig auf, und sägte mit stotternder Stimme: „Was — wie! — wo tausend ist denn die Gräfin L?

Das Gärtnermädchen. (Indem sie die Larve wieder vor's Gesicht legt.) „Das weiß „ich nicht.„

Dabey machte sie dem Baron eine Verbeugung und ging in den Saal.

Weil sich der Baron demaskirt hatte; so enthielt sich Graf Silberbau der weitern Anmerkungen über diesen lustigen Irthum, um ihn dadurch nicht zu beleidigen, er führte seine Schäferin an den Schenk-Tisch und reichte ihr einige Erfrischungen, sie entlarvte sich und machte dem Baron ein Compliment, dieser, der sich noch nicht von der vorigen Bestürzung erholt hatte, gerieth in eine noch größere, da er die

Gräfin

Gräfin Friderike, die er so lange vergeblich gesucht hatte, auf einmal so ungestaltet vor sich stehen sah; nach einer Weile erholte er sich von seinem Erstaunen, und sagte zu ihr: „Verzeihen Sie meine gnädige Gräfin, daß Sie mich so erstaunt sehen! die zwey Metamorphosen waren zu stark, und folgten zu schnell aufeinander, als daß sie mich nicht einigermaßen in Verwunderung setzen sollten. Er erkundigte sich darauf nach ihrem Befinden, blieb einige Zeit in ihrer und des Grafen Gesellschaft, trennte sich aber bald von ihnen, und ging mit merklichem Mißvergnügen über den vorgegangnen Irrthum in den Saal. Bey mehrerem Nachdenken hielt er den ganzen Betrug mit dem Gärtnermädchen, für eine Erfindung, welche die junge Gräfin L, und Silberbau ersonnen hätten, um ihn anzuführen; denn daß die Gräfin mit dem Gärtnermädchen bekannt sey, hatte er schon vorher bemerkt; deswegen dachte er darauf, sich an beyden für den ihm so verdrüßlichen Scherz zu rächen, und beschloß zuletzt, noch an diesem Abend seine Rache auszuüben; er verließ daher sogleich die Maskerade, um die Mittel zu seiner Rache herbey zu schaffen.

Neuntes Kapitel.

Als der Baron nach Hause kam, schickte er zu einem Trödler und ließ sich alle die Kleidungsstücke bringen, die zu einem Priester-Ornat gehören, legte die Judenmasque ab, und nahm die eines Weltgeistlichen, sein Kammerdiener mußte sich als eine alte Frau ankleiden, und beyde gingen zu'r Maskerade. Um hier mehr Aufsehen zu machen, führte der Baron beständig seine Dame am Arm.

Viele Masken traten um ihn, und betrachteten diesen komischen Aufzug.

Ein Hamlet. Ey ey Herr Pastor, was für eine junge Dame führen Sie da am Arm?

Der Geistliche. Eure königliche Hoheit geruhen nur recht zu sehen, es ist eine alte Dame, aber sehr erfahren in ihrer Kunst; wenn Sie meine Herrn bey ihren Damen zunehmendes oder gar schon volles Licht bemerken; so recommandire ich Ihnen diese Frau; sie versteht das Acouchement aus dem Grunde.

Ein Spanier. Also eine Hebamme? Ha ha ein Geistlicher und eine Hebamme!

Der

Der Geistliche. Beyde stehen nicht weit aus einander: der Abstand zwischen dem priesterlichen Ehestands-Segen und der Arbeit einer Hebamme, beträgt, wenn es christlich und billig mit den Dingen zugehen soll, nur neun Monate, aber ach! die Gräul dieser sündlichen Zeiten nehmen gewaltig zu! Die Zeit zwischen dem priesterlichen Ehestands-Segen und dem Werk der Hebamme beträgt oft in diesen bösen Tagen kaum vier und zwanzig Stunden, daher führ ich auch immer eine Hebamme am Arm mit mir.

Das Gelächter der Masken zog immer mehrere herbey, zuletzt kam auch Silberbau mit seiner Schäferin.

Der Geistliche. Ich sehe Freunde, ihr seyd begierig nach der Rede meines Mundes, schliesset daher um mich einen Kreis, und vernehmet die Stimme der Wahrheit.

(Die Masken schlossen auf seinen Befehl einen Kreis um ihn, er schwieg lange still, um dadurch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu erregen, endlich fing er mit einer heulenden und schleppenden Stimme an.)

„Ach mein Herz blutet, mein Herz weinet blutige Thränen, mein Herz, welches der An-

blick des Gräuls dieser Welt ganz zerknirscht. Wo bleibt Ordnung, wo die Ehre jedes Standes, wo Zucht und Sittlichkeit, wo bleibt das gute Beyspiel, das Eltern ihren Kindern verschaffen sollen, wenn ihr euch alle hier so unter einander taumelt? Heißt das Ordnung, wenn ein Jude mit einem Mönch bey einer Flasche Champagner sitzt und zecht? Heißt das Zucht und Sittlichkeit, wenn ein Matrose mit einer Nonne tanzet? Ist das Ehre, wenn ein Harlequin jedem Vorübergehenden mit seiner Peitsche schlägt? Wo bleibt das Beyspiel, das Eltern ihren Kindern verschaffen sollen, wenn ihr duldet, daß eure keuschen Töchter es sehen, daß in dieser Gesellschaft solche weibliche Personen umhergehen, die schon vor dem heilsamen priesterlichen Ehestands-Segen die Frucht des Ehestandes naschen, und an deren Körper man das volle Licht deutlich erkennen kann?„

Hier schwieg er, und sah sich im Kreise um. Jetzt trat er auf die korpulente Schäferin zu.

„Aber sag mir einmal, du unbedachtsames Mädchen,„ fuhr er weiter fort, „wie hast du dich so vergessen können, und bist über den pristerlichen Ehestands-Segen mit leichten Füßen

hinweg

hinweg gesprungen? Leugne nur deine Sünde nicht, denn du trägst sichre Zeichen der genaschten Frucht an deinem Leibe! Gieb meiner Hebamme ein gutes Wort, und sie wird dir in deinen Nöthen getreulich helfen.

Hier wurde das Gelächter sehr stark; aller Augen waren auf die Schäferin gerichtet, einige zischelten sich einander in's Ohr, andre zeigten mit Fingern auf sie. Unser Prediger machte sich die Verwirrung zu nutz, und schlich mit seiner Hebamme zum Saal hinaus.

Friderike wollte vor Scham und Schrecken zu Boden sinken, der Graf zitterte vor Bosheit, und hätte den Prediger gerne bey dem Kragen erwischt, aber er getraute sich nicht die Gräfin in dem Gedränge der Masken alleine zu lassen. Als sich der Tumult etwas gelegt hatte; so gingen sie in das Nebenzimmer, und dachten hin und her, wer doch der Unverschämte gewesen sey, der sie so vorsetzlich beleidigte: Der größte Verdacht fiel auf den Baron: „ich will zusehen „ob er noch in der Gesellschaft ist,„ sagte Graf Silberbau zu Friderike, ist er nicht mehr da; so ist er es gewiß gewesen, der so niedrigdenkend gegen uns gehandelt hat, und er soll es

fühlen, wen er beleidigte. Als aber der Graf in den Saal trat; erblickte er sogleich den Juden, sein Verdacht auf den Baron schwand also gänzlich.

Der Baron hatte diese Ausführung seiner Rache sehr vorsichtig eingerichtet. Einer seiner Bediente, der von seiner Größe war, mußte die Judenmaske anlegen und während seiner Predigt in den Saal treten, auch mußte er nachher noch immer da bleiben, damit auch nicht der geringste Verdacht auf ihn fallen konnte.

Friderike wollte jetzt nach Hause fahren, der Graf führte sie an ihren Wagen, und bat sie, sich über den Vorfall nicht weiter zu kränken, da er mehr für eine Maskerade-Freyheit, als für eine Beleidigung anzusehen sey.

Zehntes Kapitel.

Des Grafen Silberbaus Neigung zu der jungen Gräfin L war zwar hoch gestiegen, aber noch nicht so fest gegründet, daß sie nicht einer Veränderung hätte sollen unterworfen seyn.

An einem Sonntage, als er nach der St. J. Kirche gehen wollte, bemerkte er, daß

sehr viel Volk nach der Kloster-Kirche zu St. M. hinströmte, die Neugierde bewog ihn dem Haufen zu folgen.

Die Kirche war schon sehr voll, und kaum konnte er sich mit vieler Mühe durch die Menge der Anwesenden einen Weg nach dem großen Altare zu verschaffen: endlich gelang es ihm doch nahe am Altare einen Sitz zu erhalten.

Er erkundigte sich bey einigen, was der Zulauf bedeute: eine Person wird heute zur Nonne eingeweih't, antwortete man ihm.

Nach einiger Zeit nahm die Feyerlichkeit ihren Anfang. Die zukünftige Nonne that nicht übel, den Schleyer zu erwählen, denn ihr Gesicht heischte einen dichten Schleyer.

Der Graf bemerkte nicht weit vom Altare eine Person, bey deren Reitzen sein Auge sich wie angefesselt verweilte, sie schien eine Kostgängerin in diesem Kloster zu seyn und stand nicht fern von den Nonnen. Der Eindruck, den diese schöne Person auf den Grafen machte, war noch zu neu, als daß er sich auf Betrachtung einzelner Schönheiten hätte einlassen können: er sah und fühlte sie nur noch im ganzen, gleich wie ein Kenner bey dem ersten Anblick eines Meister-

stücks der Mahlerey erstaunt, und dann nach und nach die einzelnen Schönheiten desselben zergliedert.

Nichts wünschte er jetzt sehnlicher, als daß ihr Auge nur ein einzigesmal seinem Blick begegnen möchte, aber ihr Geist und Auge war zu sehr mit dem Anblick der Feyerlichkeit am Altar beschäftiget, als daß sie nur im geringsten den Wunsch des Grafen hätte erfüllen können.

„O Mädchen, Mädchen, hemme dein begieri„ges Hinschauen nach dieser schwärmerischen „Scene!„ sagte er. „Ach wie leicht könnte der „Trieb zur Nachfolge sich in dein vielleicht noch „unentschloßnes Herz einschleichen!„

Schon mahlte ihm die Fantasie dieses Mädchen als Nonne im Kloster eingekerkert, aber das Herz desselben ihm ganz zugethan; alle seine Geisteskräfte strengte er bey diesem Gedanken an, um sie dem Kloster zu entreissen: schon war er a la Siegwart Gärtner im Klostergarten, der Wagen hielt schon vor der Gartenthüre, die Leiter war an die Gartenmauer angelegt, kurz er machte alles zur Entführung parat. Noch ist sie ja nicht Nonne dachte er, und sie zu gewinnen, ist noch lange nicht das Schicksal des unter den

Wohl-

Wohlgerüchen einer Gewürzbude ruhenden, und weiland berühmten Siegwarts. Aber wie fang ich es an? Auf die Art? — ja das geht — aber — nein das geht nicht! Auf jene Art? aber, und dann wieder eine andre Methode und wieder ein aber und abermals ein aber.

Wie es denn nun bey Verliebten einmal geht, so ging es hier auch bey Silberbau. Als ein unerschrockner Mann setzte er zuletzt allen diesen vorkommenden aber und aber den Machtspruch entgegen: Es muß gehen, es soll gehen.

Mit solchen Entwürfen für die Zukunft war gleich der erste Anblick dieses Klostermädchens vergesellschaftet.

„Ach schon vorbey! Verdammt, ich hab ja noch nichts von der Ceremonie gesehen! sagte er zu seinem Nachbar.

Der Nachbar, der schon mit seinen Gedanken ganz in den vortreflichen Sonntagsbraten vertieft war, wischte sich den Mund und sagte.

„Gut, daß die Nonnenweih endlich vorbey „ist, sie hat doch über zwey Stunden ge„dauert.

Graf. Was zwey Stunden? es ist nicht möglich, ich dachte kaum — (nach der Uhr se-

 hend.)

hend.) Wahrhaftig schon bald Mittag! Wo ist die Zeit geblieben?

Der Nachbar. (Der sich recht herzlich den Mund wischt, und sich dann die Hände reibt.) „Ja gleich ist der liebe Mittag da.„ Damit wünschte er dem Grafen wohl zu speisen, und ging, zwar gesättiget der Seele nach, aber hungrig dem Leibe nach mit hurtigen Schritten seinem Hause zu.

Der Graf wurde von dieser Zeit an ein sehr fleißiger Kirchengänger, — es versteht sich dieses nur allein in Ansehung der Kloster-Kirche zu St. M. — und er war sehr andächtig, wenn er nämlich den Gegenstand seiner Andacht vor sich sah. Da man aber auch außer der Kirche seine Andacht verrichten kann: so widmete der Graf dieser vorzüglich die Zeit des Abends, oder auch nach den verschieden andächtigen Trieben ein Stündchen des Tages. In seinem Zimmer verlohr die Andachtsübung alle das Rührende, was sie in der Kirche hervorbrachte, daher verrichtete er sie täglich in der freyen offnen Natur. An dem oft erwehnten Nonnenkloster war ein schöner Lindengang, von hieraus genoß man den Anblick einer großen Pläne. Diesen Ort erkohr

sich

sich Silberbau vorzüglich zu seinen erbaulichen Betrachtungen, und je näher er bey seiner Auswanderung dem Kloster kam, je inbrünstiger seufzte er, alle irdische Gedanken schwanden aus seinem Herzen, und er blickte gleich einem Büssenden schüchtern zu dem Wohnsitz desjenigen Wesens, bey dessen Betrachtung sein Herz vor Freuden hüpfte: lauter herrliche Regungen, die es offenbar bewiesen, daß dieser Ort am Kloster so recht zur Andachtsübung geschickt wäre.

Eines Tages, da er von diesem Orte nach seiner Wohnung zurückkehrte, redete ihn ein Tabuletkrämer an.

Tabuletkrämer. Gnädiger Herr, geben Sie mir noch etwas zu lösen, ich habe heute noch wenig verdient.

Graf. Ich brauche wohl nichts, lieber Freund.

Tabuletkrämer. Haben Sie die Gewogenheit meine Waare zu besehen, vielleicht gefällt Ihnen etwas, und ich verkaufe wohlfeil. Schöne wohlriechende Pomade, Eau sans pareil, ganz feine Schminke, brauchen Sie nicht einen feinen pariser Kamm? Was sagen Sie von diesen

sen feinen Schnupftabaksdosen? sind die Gemählde darauf nicht vortreflich?

Graf. Werden die Gemählde hier verfertiget.

Tabuletkrämer. Ich sollte zwar nicht die Wahrheit sagen, denn die Waare würde dadurch vielleicht etwas von ihrem Werthe verliehren, man schätzt das Fremde immer höher als einländische Arbeit: aber weil Sie es zu wissen verlangen; so hab ich die Ehre Ihnen zu sagen, es ist hier ein Mahler, der dieselbigen verfertiget. Er ist in seiner Kunst außerordentlich geschickt, wie Sie auch hier aus seiner Arbeit urtheilen können.

Graf. Die Arbeit ist fein.

Tabuletkrämer. Im Copiren ist er sehr fertig, er darf nur eine Person ein oder zweymal sehen, und er trift auch den feinsten Zug ihrer Miene.

Graf. Ich will die Dose kaufen, was soll sie kosten?

Tabuletkrämer. Mit einem Wort gnädiger Herr! ich will nur etwas weniges dabey verdienen, Sie sollen sie für 6 Dukaten haben.

Graf.

Graf. Ich will ihm nichts abdingen, hier ist das Geld; aber nun sag er mir auch die Wohnung des Mahlers.

Der Tabuletkrämer that's, und der Graf ging noch am selbigen Tage dahin. Er fand den Mahler bey seiner Arbeit, betrachtete viele fertige Stücke, und kaufte ihm einige ab, nachher fragte er ihn, ob er wohl eine Person copiren würde, die er ihm aber nur allein in der Kirche zeigen könne.

Mahler. O warum nicht mein Herr? Ich bin schon oft bey solch einer Arbeit gewesen.

Graf. Auf künftigen Sonntag werde ich Sie abholen, aber machen Sie mit Ihrer Arbeit kein Aufsehen in der Kirche.

Mahler. Verlassen Sie sich auf mich, wie gesagt, ich bin in dergleichen Arbeiten schon geübt.

Entzückt durch den Gedanken nur bald das Contrefait seiner Klosterschöne zu besitzen, wartete der Graf mit Sehnsucht auf die Herankunft des nächsten Sonntages, endlich brach er an, und kaum hatte die Kloster-Glocke ausgesummt; so war auch schon der Graf mit dem Mahler in der Kirche. Hier verrichtete der Letztre während

der

der Predigt seine Arbeit so bequem und langsam, daß jedermann, der ihn sah, glaubte, er wolle noch einige geistliche Brocken von der Predigt in seiner Schreibtafel mit nach Hause nehmen.

Nach einigen Tagen, während denen der Graf den Mahler fleißig besuchte, erhielt er das so sehnlich gewünschte Bild, er ließ es auf den Deckel einer elfenbeinern Dose setzen, und schätzte es als ein Heiligthum.

Eilftes Kapitel.

Jetzt war beynahe eine ganze Woche verstrichen, und Graf Silberbau hatte nicht ein einzigesmal das gräflich Lsche Haus besucht.

Es war der letzte Tag in dieser Woche, und Silberbau beschäftigte sich einen Brief, der ganz die Physionomie eines leibhaften Liebesbriefes an sich trug, und den er bey seiner Morgenpfeife entworfen hatte, einem halben Bogen feinem Postpapier anzuvertrauen. Er war zwar gar nicht gesonnen, diesen Brief der Person, an die er gerichtet war, zu überschicken, aber da es ihm doch leid that, einen solchen Brief von dessen

Gattung er nie einen im Berlinschen Briefsteller gefunden hatte, zu vergessen, so setzte er sich hin und schrieb mit wohlgesetzten Buchstaben:

„Meine göttlich schöne Mademoiselle!„

Man klopfte an die Stubenthür, und husch war die göttlich schöne Mademoiselle unterm Schreibtisch. Nichts hätte dem Grafen so ungelegen kommen können, als jetzt dieses für ihn so unzeitige Klopfen, denn schon war zum zweytenmal die Feder ins Tintenfaß getaucht, und die schön ausgesonnenen und polirten Gedanken strömten mächtig aus dem Kopf in den rechten Arm, und sollten jetzt durch die drey vorder Finger — vom Daumen angerechnet — aufs Papier fließen. Er war so verwirrt, daß er wiederum bey dem abermaligen Klopfen sicher vergessen hätte, hinein zu rufen, wenn es dem Klopfenden noch länger gefallen hätte zu warten, aber die Thür ging auf und Graf L wünschte ihm einen guten Morgen.

Dem Grafen Silberbau fiel jetzt auf einmal das Unschickliche des langen Wegbleibens aus dem Lschen Hause ein, schnell dachte er bey Erblickung des Grafen auf eine Entschuldigung, und seine Verlegenheit vermehrte sich.

Graf

Graf L bemerkte gleich die Zerstreuung des jungen Grafen, auf verschiedne Fragen, die er an ihn that, erhielt er gemeinhin erst bey einer abermaligen Wiederholung eine kurze, oder unbestimmte Antwort, er vermuthete also, daß ihm sein Besuch müsse zur ungelegnen Zeit gekommen seyn: er nahm, als er eine Viertelstunde bey ihm zugebracht hatte, Abschied, und bat ihn zugleich auf den folgenden Tag zu sich.

Der folgende Tag war ein Sonntag, diesem sah Silberbau als ein eifriger Kirchengänger jetzt beständig mit wahrer Herzensfreude entgegen, auf eine ganze Woche verproviantirte er dann an diesem Tage sein Auge und Herz. —

Bey dem heutigen Kirchengange geschah dieses in so reichem Maaße, daß die Vorrathskammern seines Herzens es kaum mehr fassen konnten: denn was er noch nie erlebte, geschah heute, Liebchens Auge traf den Grafen, und verweilte sich einige Augenblicke bey seiner Person, ob dieses gleich ein so sanfter holder Blick war, so verursachte er doch, daß dem Grafen das Blut heftig nach dem Gesichte marschirte, und unter seiner linken Brust schlugs den Marsch gewaltig stark. Ihm kam es vor, als würde die Kirche,

die schon ein Paar hundert Jahr so ehrenfest auf dieser geweihten Stelle gestanden hatte, auf einmal von ihrem Fundament weggerückt, und drehe sich mit allen ihren Bewohnern um ihn herum. Jetzt wagte er es, Liebchens Blick zu erwiedern, und o welche Freude! ihr und Silberbaus Augengesandte begegneten sich, zwar noch nicht als alte Bekannte, aber doch zum wenigsten als solche, die es gerne zu werden wünschten.

Froh und heiter ging er aus der Kirche, dachte sich noch den holden Blick, und wiederholte den schön entworfnen Liebesbrief.

Als er nach Hause kam; fiel es ihm ein den Grafen L zu besuchen, er ging also sogleich dahin. Alle bewiesen eine aufrichtige Freude über seine Ankunft, und Friderike schien es heute recht drauf angelegt zu haben, den Grafen Silberbau zu dem Entschluß zu bewegen, nie wieder so lange von ihr zu bleiben. Ihr ganzes Betragen gegen ihn war außerordentlich freundschaftlich, wohl zwanzig mal fragte sie ihn, ob er sich denn auch wohl befinde, und warum er so lange weggeblieben wäre. Ohne aufgefodert zu werden setzte sie sich an ihr Fortepiano, spielte und sang mit vieler Anstrengung. Der Graf vergaß auch

hier auf kurze Zeit seinen Gemüths-Zustand, und fühlte wahres Vergnügen bey den Bemühungen der jungen Gräfin: aber nur ihr war es möglich, ihn Liebchens Bild auf Augenblicke vergessen zu machen.

In der Gesellschaft war auch Baron Fangsatz; dieser bemerkte bald Silberbaus Veränderung, und wie viel Eindruck dieselbe auf Frideriken mache. Er suchte den Grund dieser Veränderung zu erforschen, aber für heute war es ihm unmöglich: Die größte und wahrscheinlichste Ursache derselben, setzte er anfangs in ein vorgefallnes Misverständniß zwischen Silberbau und der Lschen Familie, aber die Freundschaftsbezeugungen der Letztern waren noch immer die vorigen: da es ihm hiebey sehr um eine gewisse Ueberzeugung zu thun war; so beschloß er, die Handlungen des jungen Grafen sorgfältig zu beobachten, und beobachten zu lassen.

Das merkwürdigste was er bey diesen angestellten Bemerkungen erfuhr, war, daß der Graf alle Tage die Allee am Kloster St. M. besuchte, und daß, wenn er hier von keinem bemerkt zu werden glaubte, er seine Schnupftabaksdose hervor nehme und sie lange betrachte, einigemal

wollte man auch bemerkt haben, daß er die Dose küsse.

Oft ging Fangsatz selbst aus und hofte bey eigner Beobachtung mehr als seine ausgestellten Kundschafter zu entdecken. An einem Sonntage als er den Grafen Silberbau in die Klosterkirche gehen sah, folgte er ihm dahin nach, und fand hier den völligen Aufschluß über das, was er zu wissen verlangte.

„Glück zu Herr Graf! sagte er bey sich selbst, „ihr Geschmack ist nicht übel, das Klosternymphchen ist immer werth, eine Gräfin sitzen zu lassen: aber wie es scheint, sind Sie noch ein „stummer Verehrer, man muß Ihnen also ein „wenig zu Hülfe kommen. Jetzt Fangsatz geh „einmal darüber mit deinem Kopf zu Rathe, „also marsch nach Hause, und nicht ehr den „Stubenarrest aufgehoben, bis du die Sache „recht in Ordnung gebracht hast.„

Silberbau und sein Liebchen machten heute den ersten Versuch in den Anfangsgründen der Augensprache; Liebe und Natur waren hierin ihre Lehrmeister. Der Graf fand viel Behagen an dem Studio dieser uralten Sprache, weil er überdem noch ein großer Verehrer der alten

Sprachen war. Die Klosterschöne konnte damit noch nicht recht fertig werden, sie wurde noch beständig bey der Prononciation sehr schüchtern und verlegen.

So verlebte der junge Graf eine Woche nach der andern, sein Herz suchte vergebens einen Freund, dem er sich hätte entdecken können. Der Gedanke an dieses Mädchen war ihm schon zu sehr zur Gewohnheit geworden, und zu angenehm, um ihn zu verdrängen. Sie, an die er Tag und Nacht dachte, in einem Kloster, war für ihn so viel, als seine Prinzessin in einem verwünschten Schloß. Er machte Entwürfe, ihr näher bekannt zu werden, und den eintönigen Monolog, den er allenfalls nur vor seiner Tabaksdose herperoriren konnte, in einen angenehmen Dialog mit dem Original seines Dosenstückes zu verwandeln, aber diese Entwürfe blieben beständig ein Paar hundert Schritte von der Ausführung entfernt, ob sie gleich jeden Tag befeilt und poliert wurden. Silberbau ließ also nach und nach etwas von dem Unfehlbaren seiner auszuführenden Entwürfe ab, und da er in seiner Calkulation vorher wenig auf das Minus gemerkt hatte, so stieß er jetzt bey der abermahligen

Nach-

Nachsicht seiner Berechnung auf beträchtliche Rechnungsfehler, alles was noch von dem wahren Bestand vorher übrig geblieben war, ging auf das vorher nicht bemerkte Minus auf, und — und — mein armer Held ließ das Köpfchen hängen. Weil er eine so genaue Uebereinstimmung zwischen seinem und des seligverstorbnen Siegwarts Schicksal fand; so nahm er die vor sich liegende Siegwartsche Geschichte und las, weil es doch einmal geklagt seyn sollte, recht herzbrechende Klagen. Wenn meine Leserin etwa hier mit in den Klagegesang einstimmen wollen; so bitte ich den Siegwart zur Hand zu nehmen und Seite 174. aufzuschlagen, sich aber dabey ein recht weiches reines Tuch zur Hand zu legen, um nicht die schönen Thränen zur Erde fallen zu lassen, — denn geweint muß es werden, — und ich kann Ihnen versichern, mein junger Silberbau wird gewiß Trost und Beruhigung finden, wenn er sieht, daß er unter dem schönen Geschlecht solche gefühlvolle Seelen gefunden habe, die ihm bey seinem herzerschütternden Adagio mit einem Paar mitleidigen Thränen accompagniren.

Dem Mentor Frips war das Kopfhängen seines lieben Grafen eine unbegreifliche Erschei-

nung: Die Gräfin wird ihm doch keinen Korb gegeben haben, sagte er, aber er scheint mir doch so einen Pips weggekriegt zu haben, der ihm jetzt das Herz abstoßen will, er kann mir noch schier krank werden, ich muß es doch gleich dem General melden thun.

Zwölftes Kapitel.

Gnädiger Herr General!

Wenn Sie sich wohl befinden thun, so ist es mir lieb, ich befinde mich auch gottlob gesund.

Sintemal und alldieweil es dem Herrn General nicht unbekannt seyn wird, daß der Mensch aus zwey Theilen besteht, nämlich pro primo aus Leib, und pro secundo aus Seele; derowegen und deshalben ist der Mensch auch zweyerley Krankheiten unterworfen, pro primo Leibeskrankheit, pro secundo Seelenkrankheit. Da ich es nun nicht recht weiß, welche Krankheit dem Menschen mehr zusetzen thut, ob die prima Krankheit, oder die secunda Krankheit, dannhero thue ich auch darüber nicht urtheilen, denn das Proverbium thut sagen: Was deines Amts

nicht ist, da laß deines Vorwitzes. Wenn der Mensch nun so den Kopf hängen läßt, und immer so traurig einher schleichen thut, nicht gerne den Mund aufthut, und wie ein Einsiedler beständig zu Hause sitzt; so thu ich nach meinem Judicio dafür halten, daß der Mensch an der secunda Krankheit laboriren thu.

Sintemal und deswegen ich es für meine Pflicht halte, alles das, was den jungen Grafen, meinen gnädigen Herrn, betreffen thut, nicht mit Stillschweigen zu übergehen: derohalben bitte ich nicht zu erschrecken, wenn ich nach meiner Ration dafür halten thu, daß der junge Herr Graf so ein Stück von einer Gemüthskrankheit wegbekommen habe.

Ich glaube daran ist nichts als die leidige Liebe schuld, entweder wird ihm die Zeit bis zur Hochzeit zu lang, oder er hat einen Korb bekommen. Hierüber aber kann ich nicht mit aller Gewißheit dienen, und es kann auch seyn, daß etwas anders an der Schwermuth des jungen Herrn Grafen, meines gnädigen Herrn, schuld sey, denn das Proverb thut sagen: Errare humanum est, oder irren ist menschlich. Der Herr General werden jetzund am be-

sten wissen, was dabey zu thun sey. Uebrigens empfehl ich mich zu Dero Gunst und Gnade, und bin mit allem Respekt

des gnädigen Herrn Generals

P. den 13. Dec. 17**. unterthäniger Knecht

Carolus Frips.

Frips war bey dem Zusiegeln des Briefes begriffen, als er den Grafen in seinem Zimmer sehr hastig auf und abgehen hörte, er eilte sogleich nach dem Zimmer, und fand zu seiner großen Freude, daß auf einmal die secunda Krankheit des Grafen verschwunden sey. Silberbau hielt einen offnen Brief in der Hand, lief damit in der Stube umher, stand still, las etwas, und ging dann vergnügt und freudig weiter. Frips, der unbemerkt an der Thür stand, schnitt freudige Gesichter mit dem Grafen um die Wette.

Frips. Wie geht's gnädiger Herr Graf?

Graf. O ganz vortreflich, Frips!

Frips. Warum sollte es auch nicht gehen? So ein schmucker feiner Graf vermag schon viel bey den Jungfern. Ich hab mich doch nicht irren

ren thun, wußte gleich, daß Ihnen die Liebe in die Quere gekommen sey. — Also werden Sie doch nicht mehr den Kopf so hängen thun, das thut auch nicht gut lassen für so einen jungen Cavalier: Ists nicht eine, so ists die andere, thut das Proverbium sagen.

Graf. Ha nun bin ich wieder vergnügt, nun leb ich wiederum auf.

Frips. Schön, schön, es thut mich auch sehr freuen!

Frips ging wieder nach seiner Stube, es war ihm lieb, daß es jetzt bey der zurückkehrenden Fröhlichkeit seines Herrn nicht nöthig sey, den fertigen Brief an den General abzuschicken.

Die plötzliche Freude des jungen Grafen war durch einen Brief verursacht worden, der ihm aus dem Nonnenkloster zu St. M. war zugeschickt worden.

Was, ein Brief aus dem Nonnenkloster? — Ja meine gütigen Herrn und Frauen und Jungfern und Mademoiselles, wirklich ein niedliches kleines küssenswürdiges Briefchen, wie ein Herzchen zusammen gelegt. Sie würden das an meiner Stelle gleichfalls thun, was ich jetzt aus Mitleiden thun muß.

Wie sehr würde sich der alte General, dieser würdige brave Mann grämen, wenn ich seinen Sohn so aus lauter Liebe sterben ließ? — Was würde aus meiner Geschichte werden, wenn mir mein Held so sans façon aus der Welt marschierte, und wie würde ich wohl mit meinem Schneider zurecht kommen, der als ein großer Schriftgelehrter diesem ersten Bogen meines Buches gleich ansehen konnte, daß dieses Werk Abgang finden werde, denn er kreditiert mir auf dieses noch nicht vollendete Buch gleich ein neues Kleid. — Der gute Mann! er mag sehen, wie er zu dem Gelde kommt: denn wenn dieses Buch nur allein mein Schneider schön finden wird, dann tröste der Himmel mich und meinen Schneider.

Sie sehen also meine gütigen Leser und Leserinnen, daß ich auf meiner Seite sehr wichtige Gründe habe, warum ich dem Grafen einen Brief aus dem Kloster in die Hände spielen muß.

Silberbau erbrach den Brief, und fand wirklich, daß er von einer Frauenshand geschrieben war.

„Halt halt! nur gemach Herr Verfasser!„

Den

Den Hut unterm Arm, den Kopf in die Höhe, die Brust hervorgestreckt, den Bauch eingezogen, die rechte Hand im Busen, die Füsse auswärts, so hübsch artig steh ich hier, und erwarte meine schöne Leserin, Ihre Befehle.

„Hören Sie nur, Herr Autor! Im Schrei„ben schwindet jetzt bey diesen so aufgeklärten „Zeiten, der Unterschied zwischen einer Frauens „und Mannes-Hand totaliter.„

Ich bitte um Verzeihung, meine erzürnte Lateinerin! — ach ums Himmelswillen, ziehen Sie doch Ihren Taschenspiegel hervor, und sehen Sie doch wie allerliebst Ihnen der Zorn steht. Ha wie das vorher so sanfte Auge jetzt feurig strahlt, ha wie Ihre angenehm blaßrothe Wangen jetzt auf einmal wie die Wangen einer Dorfnymphe glühen! Aber Himmel was thun Sie? Sie suchen die alte Mode wieder hervor, und wollen ihre schönen Wangen nach der Wange einer Dorfnymphe formen? Ey das thun Sie ja nicht, was würde Mama sagen, und dann der Herr — — Sie verstehen schon wen ich meyne. —

Also ich bitte um Verzeihung, Sie können vielleicht— vielleicht? Wie das nun wieder geredet ist? Wer wird wohl einer erzürnten Schö-

nen

nen widersprechen. — Nun Sie sollen recht haben, doch müssen Sie mir ein Aber erlauben.

Aber ich habe noch bis jetzt keine schöne Schreiberey von einer Frauenshand gesehen; denn noch keine von ihrem Geschlecht hat mich mit einem Billet doux beehrt, außer meine Frau, der es einmal zur Zeit ihres Brautstandes einfiel, mich durch einen Liebesbrief aus ihrer eignen Fabrike zu überzeugen, daß sie künftig das Wirthschaftsbuch werde führen können.

Aber Gott weiß es, was mir der Brief für Schweiß ausgepreßt hat. Verliebt war ich bis an die Ohren, und brandte vor Begierde, den Brief von meiner Braut zu lesen; nun stellen Sie sich meine Angst vor, da ich nicht wußte, was ich aus den Buchstaben machen sollte. Ich hätte schier weinen mögen, daß ich die Schreiberey nicht entziffern konnte, zuletzt fiel mir der Gedanke ein: Holla, sie wird dir ein so seltnes Präsent mit einer getreuen Abbildung von einigen nicht längst in Egypten vorgefundenen Hyroglyphen machen wollen. Das gute Kind; nun seht doch, was sie für einen gelehrten Geschmack hat! Ich war froh über diese Entdeckung und ver-

verwahre den Brief noch bis auf den heutigen Tag als ein rares antikes Stück. —

Graf Silberbau muß doch gleichfalls Züge in dem erbrochnen Briefe gefunden haben, die ihm die Frauenshand kenntbar machten, oder was wohl am ersten zu glauben ist, er überzeugte sich gleich nach Erbrechung des Siegels, wer ihn geschrieben habe, indem er nach der Unterschrift sah, und Eleonora Forwein erblickte. „Franz! rief er, und sein Kammerdiener trat ein.

Graf. Laßt den Mensch zu mir kommen, der diesen Brief brachte.

Kammerdiener. Er ist schon fort.

Graf. Fort! und ihr ließt ihn gehen? Mein Himmel wie unüberlegt!

Kammerdiener. Er gab mir den Brief, und sagte der Herr Graf werden schon aus dem Briefe selbst sehen, wohin Sie die Antwort schicken sollen.

Graf. Sagte er das? Laß't doch sehen! (er sieht im Briefe nach.) Ja richtig, nun geht nur!

Der Brief lautete folgendermaßen.

Hochgeborner Herr Graf!

Endlich ist es mir nach vielem Nachforschen gelungen, etwas mehreres von dem Stande und der Person desjenigen jungen Mannes zu entdecken, der so oft meine Andacht in der Kirche durch seinen Blick unterbrochen hat.

Ach gnädiger Herr Graf verschonen Sie mich fernerhin mit diesem Blick! Schon jetzt fühle ich das Unglückliche meiner künftigen Bestimmung; lassen Sie mich ruhig in dieser einsamen Behausung, viel zu geringe bin ich, als daß ich mich ihres Blickes für würdig achten sollte, und überzeugen Sie mich durch ein Paar Zeilen von Ihrer Hand, daß ich keine Fehlbitte that. Ich bin mit aller Hochachtung

Hochgeborner Herr Graf

Ihre

Im Kloster zu St. M. ergebene Dienerin.
den 12. Dec. 17**. Eleonora Forwein.

Nachschrift. Ihre Antwort bitte ich an die Thorwärterin in unserm Kloster abzugeben.

Holdes süßes Geschöpf! rief der Graf, dich ruhig zu lassen ist Unmöglichkeit für mich; ich würde ungerecht gegen dich handeln; gegen mich, gegen die ganze Welt ungerecht seyn, wenn ich dich ruhig in deinem Kerker bleiben ließ. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, und schrieb an sie.

Liebenswürdige Schöne!

Einst wenn das Schicksal so ungerecht gegen Sie verfahren sollte, Ihre schuldlose Seele mit Kummer zu belasten, o dann reiche Ihnen ein Engel Linderung, so wie Sie Linderung meines Kummers mir durch Ihren Brief reichten. Leicht ist jetzt die Schwere der Leiden zu tragen, wenn man es derjenigen, um die man leidet, sagen kann. Sie, die in menschlicher Gestalt gleich einem Engel sind, Sie sollten mir Leiden verursachen? Ach Sie thaten es, ohne daß Sie es wußten. Sie zu sehen, und Sie nicht zu lieben, war mir unmöglich: welch ein Mensch von Mutter-Natur, mit Gefühl für das Schöne beschenkt, kann fühllos bey ihren Reitzen bleiben, und seinem Herzen Kälte gebiethen? Ach ich kämpfte mit mir, mit meinem Herzen, wollte ihm Kälte ge-

biethen,

biethen, und empörte es noch mehr! Bis jetzt dachte ich Sie für mich verlohren, und ich litt, was ich nicht zu schildern vermag: jetzt beseelt Hoffnung dies stürmende Herz. Von Ihnen allein hängt es ab, mir Ruhe oder Quaal auf Lebensfrist zu geben, o wählen Sie das Letzte, ich flehe Sie darum an! Können Reichthum und Würde Sie nicht erweichen, meine Bitte zu erhören; o so ist vielleicht ein Ihnen auf ewig ergebnes Herz vermögend, mir Ihre Liebe zu verschaffen. Noch ist der glückliche Zeitpunkt da, wo kein hartes Gelübde Sie taub gegen meine Bitte macht. Sagen Sie es mir bald, ob ich Sie mein nennen darf, und ich führe Sie bald zum Altar, dem Orte, wo ich Sie zum erstenmal erblickte. Enthalten Sie mir nicht lange den Ausspruch, der für mich Glück oder Unglück in sich schließt. Mit banger Ahndung werd ich Ihrer Antwort entgegen sehen: zeigen Sie mir bald, daß meine bange Ahndung ungegründet sey; ich bitte Sie darum recht sehr und verbleibe

Ihr

P. den 13. Dec. 17**. Sie liebender

Graf von Silberbau.

Jetzt versiegelte er den Brief, und eilte damit nach dem Kloster, hier zog er leise das Kloster-Glöcklein, und ein altes Mütterchen öffnete die Thüre.

Graf. Ist sie die Thorwärterin?

Thorwärterin. Ja das bin ich mit Ehren schon zwanzig Jahre lieber Herr!

Graf. Ist ihr gesagt worden, daß sie von jemand einen Brief an Eleonore Forwein annehmen soll?

Thorwärterin. Ganz recht, ganz recht, geben Sie nur das Briefchen her, na die Jungfer wird sich recht freuen.

Silberbau gab ihr den Brief und schob ihr zugleich einen Thaler in die Hand.

Thorwärterin. Ach scharmänter Herr! Sie sollen einen schönen Dank haben, verlassen Sie sich nur auf mich, das Briefchen soll schon an seinen gehörigen Ort kommen. Aber hören Sie! wenn Sie wieder ein Briefchen von der Jungfer haben wollen; so müssen Sie es hier bey mir selbst abholen, verstehen Sie mir? Den nich kann nicht erst einem das Briefchen anvertrauen; der Böse, Gott sey bey uns, könnte mir leicht dadurch groß Spektakel auf den Hals bringen.

Graf. Ich werde morgen, oder übermorgen wieder bey ihr anfragen, und für jeden Brief soll sie ein gut Stück Geld erhalten.

Thorwärterin. Dank freundlichst schmukker Herr, ich werd alles thun, was Sie haben wollen.

Dreyzehntes Kapitel.

Zwey Tage nach einander wartete der Graf vergebens auf eine Antwort von Eleonore, endlich am dritten Tage wurde ihm diese so sehnlich gewünschte Antwort aus dem Kloster gereicht, er eilte was er konnte nach Hause und auf sein Zimmer, und las den Brief, der also lautete:

Ach Herr Graf, was thun Sie? bedenken Sie es recht, mir biethen Sie Ihr Herz, Ihre Hand an, mir, einem armen Mädchen, das Ihrem Stande, Ihrer Würde nichts entgegen setzen kann, als nur ein tugendhaftes Herz, welches Sie wegen Ihren erhabenen Gesinnungen schätzt und liebt. Was ist Ihnen damit gedient, daß Sie durch solche hohe Vorspiegelungen die Ruhe eines Mädchen untergraben wollen, die sie nöthig hat, um bald der Welt zu entsagen, und

ihr Auge vor dem Schönen derselben mit einem Schleyer zu verhüllen. Kann meine Person, meine Liebe Sie wohl sicher stellen, daß nicht schnelle Reue Ihrer raschen Handlung folge? Könnte wohl meine Umarmung Sie standhaft machen, die Vorwürfe der Ihrigen mit Gelassenheit zu ertragen. Ach wie unglücklich, wie höchst unglücklich würde ich seyn, wenn Sie nachher Reue über eine Verbindung mit mir fühlen würden, wenn Ihre Liebe erkalten, und Sie mich als das unglückselige Geschöpf ansehen würden, das Ihnen so viele Vorwürfe der Ihrigen zuzog. Verstoßen würden Sie mich dann, und ich würde baldigen Tod als den letzten Trost durch Gram und Thränen herbey locken, ich würde mich kränken und abhärmen, daß ich den Mann verlohr, der mir alles auf dieser Welt war, und den ich auch noch nach meiner Verstoßung bis an mein Ende lieben würde. Ich kann nicht mehr schreiben, häufige Thränen trüben mein Auge. Bey diesen Thränen beschwör ich Sie zu bedenken, was Sie thun. Ich verbleibe mit aller Hochachtung

Ihre

Im Kloster zu St. M.
den 17. Dec. 17**. Eleonore Forwein.

O Mädchen, gutes liebes Mädchen! rief der Graf aus, könnte ich zu dir eilen, und dir die Thränen fortküssen. Also willst du mein seyn? Könnt ich dich Engel doch an mein Herz drükken! Könntest du jetzt die Versicherung meiner ewigen Liebe hören; ich würde sie dir kniend in deine Hand schwören. Und sollte auch die ganze Welt wider diese Verbindung toben; an deinem Busen acht ich nicht das Toben der Wütenden. Raubt mir alles, nur laßt mir dies Weib, und ich bin reich und zufrieden an ihrer Seite.

Das Herz im Leibe hüpft einem vor Freude, wenn man so den lieben Jüngling deklamiren hört. Ich möchte nicht nicht — — sechs — zu wenig! sieben — höher hinauf! acht, neun, zehn, zwölf Dukaten nehmen — — und das ist schon ein wichtiges Sümmchen für so einen armen Schriftler, wie meine Wenigkeit, der wohl sechsmal des Tages recht inbrünstig die Stelle: „Unser täglich Brod gieb uns heute„ herbetet, und doch nur immer das tägliche Brodt ohne allen Apendix des seligen Doktor Luthers erhält. — Ich würde also nicht zwölf Dukaten nehmen, um mich nicht an die Geschichte eines solchen scharmanten Mannes gemacht zu haben, der mir

und seinem Vater noch recht viele Freude machen wird, denn daß ich das schon zum voraus weiß, können Sie leicht denken.

Nur das gefällt mir nicht an ihm, daß er den angenehmen Umgang mit Frideriken und ihrem Vater dabey ganz vernachlässiget, da sie sich doch wirklich gegen ihn als wahre Freunde bewiesen haben: aber Jugend hat selten viel Tugend, thut das Proverbium sagen. —

Silberbau lebte, webte, dachte, fühlte, seufzte und arbeitete nur allein für sein Liebchen, mit Liebchen stand er auf, mit Liebchen ging er zu Bette. Mit ihren Briefen war sie gar nicht karg, aber desto mehr geizte sie mit ihren Blikken in der Kirche, oft blieb sie auch von hier weg, aber Silberbau wußte dem Dinge gleich eine Deutung zu geben: sie bleibt weg, um sich nicht zu verrathen, daß ich so gut mit ihr bekannt sey, dachte er. Einigemal bat er sie in seinem Briefe, ihm Gelegenheit zu verschaffen, mit ihr nur einige Augenblicke sprechen zu können, aber immer kam auf diese Bitte eine abschlägige Antwort, und immer hieß es, es sey unmöglich; mein junger Graf mußte sich also in die Geduld schicken, zwar wollte ihm das nicht

so recht behagen, aber er müßte keine feurige Einbildungskraft besessen haben, wenn er aus allen den herrlichen Entwürfen für die Zukunft nicht einen einzigen Trost für sich hätte ziehen können.

Mehr aus Zwang als aus Neigung, besuchte er bisweilen noch das gräfliche Lsche Haus. Friderike und ihr Vater, die vielleicht eine nähere Bekanntschaft, oder Verwandtschaft mit Silberbau wünschten, sahen es endlich ein, daß seine Liebe eine ganz andere Richtung als nach ihrer Seite genommen habe, sie nahmen sich aber wohl in Acht, ihm ihr Misvergnügen hierüber merken zu lassen. Eines Tages verließ Silberbau die Gesellschaft bey Graf L sehr zeitig; dem Baron Fangsatz, der gleichfalls in der Gesellschaft war, kam seine frühe Entfernung sehr nach Wunsch, weil er an diesem Abend noch gar nicht mit Frideriken wegen des Grafen hatte sprechen können. Tiefsinnig stand sie nach des Grafen Entfernung an einem Fenster, ihr Auge war niedergeschlagen, und die Veränderung des Grafen schien sie zu kümmern. Fangsatz dachte diese Gemüthsverfassung der Gräfin zu benutzen, und trat zu ihr hin.

Fangsatz. (indem er nach der Uhr sieht.) Ich dachte, daß es schon sehr spät wäre.

Friderike. Es hat erst neune geschlagen.

Fangsatz. Erst neune, und der Graf Silberbau ging so früh weg? Das scheint mir wunderbar.

Friderike. Er wandte die Abmachung eines Geschäftes vor, daran er vorher nicht gedacht hatte.

Fangsatz. Wer es glaubt, der thut wohl daran. Mir kommt er seit kurzem sehr verändert vor. Scheint es Ihnen nicht auch so?

Friderike. Ich habe darauf noch nicht geachtet.

Fangsatz. Gesellschaft ist ihm jetzt eine wahre Last, ganz für sich sitzt er da, und beschäftiget sich nur mit seinen Gedanken, sucht einsame Spatziergänge, und klagt seine Leiden dem stillen Monde.

Friderike. Er ist zu bedauern, wenn verborgner Kummer daran schuld ist.

Fangsatz. Er ist freylich zu bedauern. Wie es scheint so hegt er viele Neigung zu einer romanhaften Liebe.

Friderike. Und Sie scheinen mir ein sehr strenger Beobachter zu seyn.

Fangsatz. Ich nehm dieses als ein großes Lob von Ihnen auf: sollte ich wirklich ein strenger Beobachter seyn; so bin ich es doch nur bey Sachen, die mich angehen. Man will behaupten, der Graf habe sich einen Siegwartschen Plan zu seiner Liebe erwählt.

Friderike. Es kann seyn, mir ist ein solcher Plan unbekannt.

Fangsatz. O es ist ein allerliebster Plan! es liegt so was süßes, so was entzückendes in dem Gedanken, sein erwähltes Mädchen dem Kloster zu entreissen, und nach so vielen Leiden, nach so viel vergoßnen Thränen dann Arm in Arm die Leiden zu vergessen, oder wenn das grausame Schicksal unerbittlich ist, auf dem Grabe seiner Geliebten zu sterben.

Friderike. Wirklich Herr Baron, ich erstaune! Sie sprechen mir heute zu erhaben, als daß ich dem hohen Fluge Ihrer Rede mit meinen schwachen Gedanken folgen könnte.

Fangsatz. Oder die Rede ist zu unbedeutend, als daß es der Mühe verlohne, sie anzuhören; ich glaube, daß ich den wahren Sinn der

Ironie getroffen habe. Ich bitte um Verzeihung, daß ich sie in ihrem Nachdenken gestört habe. (er will sich von ihr entfernen.)

Friderike. Nein nein Herr Baron, das erlaub ich nicht! Sie haben meine Neugierde schon zu sehr erregt, als daß ich Ihnen das Ende der Erzehlung schenken könnte. Also wie war es doch? Ich glaube Sie sprachen vorhin so etwas von Leiden, grausamen Schicksal, und vom Stabe der Geliebten; nicht wahr?

Fangsatz. Ihr Befehl öffnet mir wieder den Mund. Ich schilderte Ihnen vorher so ein Stück von einem Siegwartschen Liebesplan.

Friderike. Und einen solchen sollte sich Graf Silberbau gewählt haben, weswegen glauben Sie denn das?

Fangsatz. Man sagt's, und die, welche es mir sagten, sind glaubwürdige Leute. Diese sahen den Grafen vielmal in der Kloster-Kirche zu St. M. so andächtig und entzückt bey dem Anblick einer schönen Klosterjungfer, sahen ihn alle Tage auch bey der unfreundlichsten Witterung so schmachtend um das Kloster umherirren, als suche er schon eine niedrige Stelle bey der Klostermauer, um seine Schöne zu entführen.

Friderike. O die Leute reden Unwahrheit, das kann nicht seyn.

Fangsatz. Man kann sich ja leicht überzeugen, ob die Sage der Leute wahr oder unwahr sey.

Friderike bemühte sich zwar mit vieler Gleichgültigkeit die Erzehlung des Barons anzuhören, aber sie war froh, daß sie Gelegenheit fand, sich von ihm loszumachen.

O Silberbau, warum liebest du mich nicht! sagte sie, als sie allein auf ihrem Zimmer war, und der Erzehlung des Barons nachdachte: Möchtest du mich doch mehr ergründen; du würdest reine innige Liebe gegen dich entdecken.

Sie beschloß den nächsten Sonntag nach der Kloster-Kirche zu gehen, um sich selbst von der Wahrheit dieser Sage zu überzeugen.

Dieses geschah. Sie wählte sich hier einen solchen Stand, wo sie der Graf nicht bemerken, sie aber jeden Blick, jede Miene desselben bemerken konnte. Kaum hatte sie diesen Platz eingenommen; so spürte auch schon ihr Auge nach der Schönheit, die des Grafen Herz beherrschte: sie sah zwar viele Personen, die man schön nennen konnte, aber keine von diesen schien ihr Reitze

genug

genug zu besitzen, um einen Silberbau zu fesseln. Indem sie noch bey dieser Musterung begriffen war; so trat ein Mädchen in die Kirche, schön wie eine Venus; ach sie ist's, die mir den Silberbau entwenden kann, sagte Friderike, da sie sie erblickte. „Glückliches Geschöpf, dich liebt „er, und ich bin ihm gleichgültig!„ Sie zog sich in ihren Sitz zurück, um eine Thräne verborgen abzutrocknen.

Jetzt kam Graf Silberbau, er verbeugte sich gegen die nämliche Person, die Friderike für ihre Nebenbuhlerin achtete.

In seinen Augen glänzte Freude und Entzücken, sein Blick ruhte beständig auf dieser Schöne, er war weit heiterer und einnehmender, als ihn die Gräfin je bemerkt hatte. Diese Scene war für sie unangenehm und beunruhigend, ihr gereute es sehr, daß sie sich freywillig zur Zuschauerin dieser Scene aufgeworfen hatte, und sie wartete mit Ungeduld auf das Ende der Predigt, endlich kam der erwünschte Augenblick, der Gottesdienst war zu Ende, und Friderike ging noch nie so mißmüthig aus einer Kirche, als aus dieser. Baron Fangsatz, der immer den stillen Beobachter spielte, sah Frideriken von der

Klosterkirche fahren, und lobte seinen so wohl durchgedachten Plan.

Desselbigen Tages war Assemblee bey dem Grafen L, und Baron Fangsatz und Graf Silberbau fanden sich wieder hier beysammen; der Letztre wurde von Frideriken schon etwas kalt empfangen, sie sprach wenig, und nur zurückhaltend mit ihm, welches für Fangsatz eine köstliche Augen- und Herzensweide war.

Als die Gräfin den Silberbau verlassen hatte; trat der Baron zu ihr.

Fangsatz. Gnädige Gräfin, ich habe Sie heute mit Sachen bekannt zu machen, die keine Zeugen leiden.

Friderike. Ich bin keine Freundin von Geheimnissen.

Fangsatz. Nicht Geheimnisse sind's, die mich so frey machen, Sie um die Gewogenheit zu bitten, nur einige Augenblicke Sie allein sprechen zu können, aber es giebt gewisse Sachen, die man freyer und zusammenhängender vortragen kann, wenn man nicht durch die Gegenwart mehrerer Personen gestört wird.

Friderike ging nach einem Seitenzimmer und Baron Fangsatz folgte ihr dahin nach.

Fangsatz. Ich habe mich heute überzeugt, daß die Sage der Leute vom Grafen und dem Klostermädchen nur zu sehr gegründet sey, als daß man daran noch zweifeln könnte.

Friderike. Sie sind sehr gewissenhaft Herr Baron!

Fangsatz. Heute kommt mir kein Preller unerwartet, ich habe mich dagegen gut gedeckt. Wenn doch Mama Fortuna nur mit einem schwachen Lächeln meine Unternehmungen begünstigen möchte, aber sie ist immer mit ihrem Herzenssöhnchen einem gewissen S beschäftiget und spart alle ihre Gaben nur allein für ihn.

Friderike. Sie sieht vielleicht, daß dieser ihr Sohn es auch verdient.

Fangsatz. O unter ihren andern Kindern giebt es auch sehr wohl gerathne Söhne, aber wie es denn schon mit solchen alten Mamachens ist, die jungen Kinder werden immer den älteren vorgezogen, aber ich will nächstens mit ihr darüber ernsthaft sprechen, und ihr ihre offenbare Parteylichkeit vorwerfen.

Friderike. Sie werden doch nicht die Ehrfurcht gegen die Mutter aus den Augen setzen, es wäre Jammer und Schade um ihr schönes Auge.

Fangsatz. Sie glauben vielleicht, Mama Fortuna wird mir die Augen auskratzen? —

Friderike. Das wohl nicht, aber mir ist nur bange, daß nicht Zevs Waffenträger sich in ihr Auge verliebt, und es Ihnen aus gar zu großer Liebe aushackt.

Fangsatz. Ach gnädige Gräfin verschonen Sie einen Kraftlosen; der Flug Ihrer Rede ist so hoch, und meine Fittiche so schwach. — Aber ich hab Ihnen noch so viel zu sagen. —

Friderike. Und haben es vielleicht schon vergessen, ich will Ihnen daher Raum zum Nachdenken geben. (sie will sich entfernen.)

Fangsatz. Ich sehe schon, ich werde nur den Grafen Silberbau herrufen müssen, sonst haben Sie keine Geduld mich anzuhören.

Die Gräfin wurde etwas betroffen: ich verliehre offenbar, sagte sie, wenn ich mich heute nicht ganz nach Ihrer Laune bequeme, also fahren Sie nur fort, ich bin schon ganz aufmerksam.

Fangsatz. Ich will denn auch sogleich eilen, mich eines Anliegens zu entledigen, das ich Ihnen schon lange offenbaren wollte. — Also antworten Sie mir recht geschwind, geschwind, ehe

Ihre Aufmerksamkeit abnimmt: Könnten Sie wohl den Fangsatz lieben? Antwort —

Friderike. Antwort — ja!

Fangsatz. O ich bin glücklich! Wiederholen Sie mir noch einmal dieses selige ja.

Friderike. Liebe zum Nächsten ist Pflicht für jedermann, und dieser Pflicht eingedenk fiel es mir daher auch nicht schwer, Ihre Frage mit ja zu beantworten; übrigens dank ich Ihnen für Ihre gütige Bemühung, mich durch diese Frage an meine Pflicht erinnert zu haben, sehr verbunden. (Sie will fortgehen.)

Fangsatz. Nur noch auf eine kurze Frist vergönnen Sie mir Ihre Gegenwart, das Geständniß meiner Liebe faßt ja nichts beleidigendes in sich. Hier betheur ich es Ihnen, ich liebe Sie, liebe Sie mehr als alle Menschen, und diese Liebe wird nur von dem Wunsch begrenzet, Sie mein nennen zu können. Ich fodre jetzt von Ihnen hierüber keine Erklärung, würdigen Sie aber meine Bitte einiges Nachdenkens, — ein Blick von Ihnen wird mir nachher mein Wohl oder Unglück deuten.

Er küßte ihre Hand, verließ sie, und ging bald darauf aus der Gesellschaft.

Der

Der Gräfin, welche sich schon lange derglei- chen Antrag vom Baron vermuthete, kam er al- so nicht unerwartet.

Da es der Baron ihrer Meinung nach so ernsthaft meynte; so beschloß sie, darüber gehö- rig nachzudenken. Schon zuvor, ehe sie den Grafen Silberbau kennen lernte, sah sie es ger- ne, wenn der Baron mit ihr in einer Gesellschaft war, und da sie jetzt sah, daß der Graf ein sehr ungelehriger Schüler in der Liebe zu ihr war; so beschloß sie, den Charakter des Barons von nun an genau zu untersuchen, um in demselben Uebereinstimmung mit dem ihrigen zu entdecken, und dieser wichtigen Untersuchung nicht eine kurze Zeit zu widmen.

Vierzehntes Kapitel.

Baron Fangsatz an Süßloch.

Küssen wollt ich Dich Brüderchen, wenn ich Dich hier hätte, daß Du mir den Rath gabst, diesen Winter in der Stadt zuzubringen! Aber Süßloch, was hab ich nicht alles dulden müssen, bis ich mit Gewißheit zu mir sagen konnte: nun

geht's

geht's gut Fangsatz. Du kannst dir keinen deutlichen Begrif machen, was das heiß't, in ein Mädchen zum Tollwerden verliebt seyn, welche die ganze Macht ihrer Augen gegen eine andere Herzensfestung aufmarschieren läßt. Mit verbißner Wuth stand ich oft da, und sah Friderikens Auge und Herz sich so innig an den Grafen schmiegen: rasend würde ich mich oft zwischen beyde geworfen haben, und die Vertrauten meilenweit aus einander gejagt haben, hätte mich nicht der Gedanke, du verdirbst alles, noch zurück gehalten. Aber jetzt geht's besser! Ich habe mir den gräflichen Nebenbuhler aus dem Wege geschafft. — Ha, wie Du die Augen aufreissest, und vor Staunen nicht weiter lesen kannst! — Ja Brüderchen, ich wiederhole es noch einmal, ich hab ihn mir aus dem Wege geschafft, und glaube, er wird mir so leicht keinen konträren Wind mehr in der Liebe verursachen. — Nun nun, erschreck dich doch nicht gleich so heftig! Fangsatz ist zwar noch immer toll genug, um seinem Nebenbuhler eine Kugel durchs Herz zu jagen, aber für dießmal ist nur Tinte statt Blut geflossen. Also zur Sache.

Nachdem ich so ein halbes Dutzend Wochen immer auf demselbigen entfernten Standpunkt in meiner Liebesaffäre gestanden hatte, und den Grafen noch immer mehr bey Frideriken gewinnen sah; so zerbrach ich mir den Kopf mit allerhand Anschlägen, um die hohe Klippe, welche mir den Weg zu Frideriken versperrte, hinwegzuschaffen, aber sie stand so feste, daß auch der größte Sturmwind ihr nicht schaden konnte, und hätte diese Klippe nicht selbst zu wanken angefangen; so wäre mein Kopfbrechen von wenig Nutzen gewesen. Zu meiner größten Freude bemerkte ich, daß der Graf zuletzt gegen Frideriken kalt zu werden anfing, ich konnte lange nicht begreifen, was den Grafen zu dieser Sinnesänderung sollte umgestimmet haben, endlich nach langem Beobachten und Nachforschen erfuhr ich, daß er sein Auge auf einen andern Gegenstand geworfen habe, und stell dir einmal vor, dieser Gegenstand ist ein ehrbares tugendhaftes Jungferchen, welches sich als Kostgängerin im Nonnenkloster zu St. M. befindet. Du weißt Herr Bruder, ich helfe gerne meinem Nächsten, und spare keine Mühe, um seinen Kummer zu lindern. Ich bemerkte, daß Graf Silberbau

einen furchtsamen und blöden Liebhaber bey seiner Klosterdirne, die ein ganz artiges Gesichtchen am Kopf hat, bishero vorstellte, und recht schmachtend nach einer näheren Bekanntschaft mit ihr seufzte; gerne hätte ich auch beyde Leutchen so eng als möglich vereiniget, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, da dieses nun aber einmal nicht anging, so wollte ich des jungen Liebhabers Hinschmachten einigermaßen lindern, und schrieb ihm daher einen Liebesbrief: da aber ein Liebesbrief von einem Mann an einen Mann ein wahres Nonens ist: so mußte ich schon aus Noth, weil ich nicht den rechten Namen der schönen Kostgängerin erfahren konnte, Eleonore Forwein unter den Liebesbrief setzen. — Du kennst ja die alte gichtbrüchige Nonne Eleonore Forwein, welche in diesem Kloster lebt — und daß der Graf eben so wenig wie ich wisse, wie sein Liebchen heiße, hatte ich unter der Hand schon erfahren.

Nun bemühte ich mich um die große Ehre mit der Thorwärterin des Nonnenklosters bekannt zu werden, und mir die hohe Gunst dieser Dame zu verschaffen, welche wie ein Cerberus die Klosterpforte bewachte.

Ich rückte mit drey Thaler aus der Tasche: Mutter hat sie Lust dieses Geld zu verdienen? fragte ich sie.

Thorwärterin. Ach ja sehr gerne herzensschmuckes Herrchen! es sind so knappe Zeiten, und so ein Stück Geld käm mir recht zu paß, aber wenn es nur was reppetirliches ist, was Sie von mir verlangen. Ach glauben Sie mir nur scharmanter Herr, ich würde wahrhaftig hier nicht das Thor hüten, wenn ich mich so hätte wollen vor's Geld wegwerfen. Ich war eben zwanzig Jahr alt — doch was sag ich zwanzig, nein noch nicht zwanzig — aber es waren doch wohl zwanzig — ja recht, denn vier und zwanzig Jahr war ich alt, wie ich meinen seligen Mann heyrathete, ach das war ein lieber trautster Mann Gott hab ihn selig, ja also vier und zwanzig Jahr war ich damals alt, und Lichtmeß sind's akurat zwey und zwanzig Jahr, daß er todt ist, und auf Petristuhlfeyer bin ich denn schon nach meines Mannes Tode achtzehn Jahr in diesem meinen Aemtchen als Thorwärterin.

Ich wurde dieses Gewäsches überdrüßig, und wollte ihr gerne mein Anliegen offenbahren, aber da mußte auch der größte Redner mit seinem

ganzen

ganzen Rednerkram verstummen, denn das ging beständig in eins fort von ihrem seligen Manne, vom Dienstchen und von ihrer Heyrath, daß ich gar nicht zum Worte kommen konnte, und hätte sie sich nicht zuletzt in der Chronologie ihres Ehestandes so sehr verwickelt; daß auf einmal ihr ganzes Maulwerk stehen blieb; so hätte ich weggehen müssen, ohne meinen Entzweck erreicht zu haben. Was das drolligste dabey war; so sah ich zuletzt, daß ihr ganzer Schnick-Schnack darauf hinauslief, um mir zu demonstriren, daß sie ihren Leib noch bis an ihr seliges Ende vor aller Fleisches-Lust bewahren wolle. Sie hat sich also bey Ansicht der drey Thaler nichts weniger vorgestellt, als daß ich ihrer verrosteten Keuschheit nachstellen wolle. — Aber bey ihrem Anblick konnte man recht inbrünstig seufzen: „führ „uns nicht in Versuchung,„ denn sie war ein gewaltiger Riegel vor das sechste Gebot.

Ich verlange nichts weiter von ihr, sagte ich, als daß sie die Briefe, welche ein junger hübscher Herr hier bey ihr abgeben wird, um sie an eine gewisse Nonne zu bestellen, von ihm annimmt, und mir dieselben nachher einhändiget, ich werde ihr dagegen wieder Briefe geben, die muß sie

ihm nachher, wenn der junge Herr frägt, ob die Nonne ihm nicht geantwortet habe, einhändigen.

Thorwärterin. Aber zu was soll denn das seyn?

Ich nahm jetzt auf einmal eine sehr ernsthafte Miene an, „kann sie schweigen?„ fragte ich sie.

Thorwärterin. Nun das wär was schönes, wenn ich nicht schweigen könnte! Warum bin ich denn hier schon auf Petristuhlfeyer achtzehn Jahr mit Ehren Thorwärterin? Du liebes Gottchen, wenn unser einer nicht schweigen könnte, was möchten da sonst für rare Sachen an den Tag kommen!

Ich. Wenn sie also schweigen kann, so will ich ihr in's geheim anvertrauen, daß dieser junge Herr, der ihr die Briefe an die Nonne bringen wird, mein Vetter sey. Aber stell sie sich nun einmal vor, dieser junge Mann hat sich in eine Klosterjungfer verliebt, die er hier oft in der Kirche gesehen hat, und hat aus gar zu großer Liebe jetzt den Verstand verlohren. Nun ist ihm die Nonne nicht aus dem Kopf zu bringen, er sagt sie heißt Eleonore Forwein.

Thor=

Thorwärterin. Ach Herr Jemine, der liebe trautste Herr! Aber laß mir doch auch einer so schrecklich verliebt seyn, daß er ordentlich verrückt im Kopf wird. Nein so verliebt war nicht mein seliger Mann, Gott hab ihn selig. Aber sagen Sie mir doch, das ist ja eine steinalte Jungfer die Forwein, wie kann er sich in die verlieben?

Ich. Ach es ist sicher eine andere, die er meynt, aber da er nun einmal den Namen so aufgeschnappt hat; so spricht er immer von der Eleonore Forwein, schreibt alle Tage Briefe an sie, und will sie immer nach dem Kloster bringen. Ich laß ihn zwar gut bewachen, daß er nicht hieher laufen kann, aber dadurch wird er noch immer stärker im Kopfe verrückt. Nun sagte mir der Doktor, es wäre kein andres Mittel, ihn wieder zu Verstand zu bringen, als daß man ihm erlaube, einige Briefe nach dem Kloster zu bringen.

Thorwärterin. Ach du liebes Himmelchen, wer sollte da nicht ein christliches Werk thun, und die Briefe annehmen! Ja ja, ich werd es gerne thun, vielleicht daß dann der junge Herr wieder zu Verstand kommt.

Ich. Nun wird aber mein Vetter gewiß auf eine Antwort von der Nonne dringen, daher nehm ich alle seine Briefe und beantworte sie im Namen der Eleonore Forwein. Aber ist ihr ihr Leben lieb; so verrath sie sich ums Himmels Willen nicht, mein Vetter führt immer Dolch und Pistolen in der Tasche: erfährt er nun, daß sie die Briefe nicht an die Klosterjungfer abgiebt; so wird er wüthend und erschießt oder ersticht sie auf der Stelle.

Die Thorwärterin faltete die Hände, richtete die Augen zum Himmel, und sagte: „Davor „bewahre mich Gott in allen Gnaden, daß ich „mich so vergessen sollte, um mich nur durch das „kleinste Sylbchen zu verrathen. Herr Gottchen, „was wär das für ein großes Unglück für mich „arme Frau, wenn mir einer so mit dem Degen „das Herz abstäch, oder einen so wie den tollen „Hund vor den Kopf schießen würde! Glauben „Sie mir nur schmucker Herr, das Unglück möch„te ich nicht überleben.„

Ich. Laß sie sich auch nicht mit ihm in ein langes Gespräch ein; sonst kann sie ihn nicht sobald los werden, und vergeß sie nicht, ihm zu sagen, daß er immer selbst die Briefe bringt und

abholt,

abholt, denn ich will es nicht gerne haben, daß seine Bedienten etwas von der Sache erfahren sollen. Hiemit gab ich ihr die drey Thaler, und packte mich fort.

Als ich nach Hause kam, nahm ich einen Brief von meiner Schwester, formte nach dieser Vorschrift alle Buchstaben in meinem Liebesbrief, und schickte ihn durch meinen verkleideten Peter in die Wohnung des Grafen Silberbau. Ha ha ha Brüderchen! den Tag darauf erhielt ich schon durch die Thorwärterin eine Antwort in solchen schmachtenden und herzbrechenden Ausdrücken, daß ich mich wirklich zum Spaß in den Grafen verlieben würde, wenn mich die Natur zum Weib gestutzt hätte.

Daß unser Briefwechsel schon ziemlich stark sey, wirst du aus dem Stoß Briefe urtheilen können, die ich dir mitschicke, du kannst dir damit einen vergnügten Abend machen, wenn du dabey nicht einschläfst.

Diese meine Rezepte wirkten ganz herrlich bey meinem Patienten: er kam nur selten zum Grafen L, und war er ja da; so saß er in der Gesellschaft so still wie ein Götze, und blieb nicht viel über eine Stunde da. Mademoisell Fride-

rike schnitt gewaltig traurige Gesichter über die Veränderung des Grafen.

Einmal suchte ich ihr als eine Sage der Leute die Liebesgeschichte des Grafen mit der Klosterdirne beyzubringen, wips war mein neugieriges Nachtigallchen den künftigen Sonntag in der Klosterkirche, und seit dem fängt der Graf an, sehr viel bey ihr zu verliehren.

Jetzt hab ich meinen Zeitpunkt besser wahrgenommen als in Wildburg, um ihr ein Geständniß meiner Liebe zu thun, und wie es scheint, wird sie sich wohl zu meinem Vortheil erklären, denn sie ist schon weit freundlicher gegen mich als vorher, und einigemal als der Graf Silberbau in der Gesellschaft war; so machten wir beyde uns über den neuen Siegwart recht lustig.

Siehest du Süßloch, was mein Kopf vermag! Ich erwarte nächstens von dir ein großes Lob auf meine Thaten. Unterdessen lebe wohl, ich bin

Dein

Freund

Baron Fangsatz.

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Es war die letzte Woche vor dem Antritt des neuen Jahres, als Silberbau nach dem alten Brauch dieser Welt unter den Haufen von gedruckten Neujahrs=Wünschen herumwühlte, um unter diesen einen zu finden, der alle die Eigenschaften habe, die er bey einem solchen Neujahrs=Wunsch voraussetzte. In manchen fand er die Gedanken den seinigen gleich, aber das Aeußere zu einfach: Ein auf Seide gedrucktes Wünschchen, von Leibes= und Liebes=Göttern reichlich umgeben, deren Schulter zum wenigsten mit einem Paar Gänse oder Entenflügel versehen wären, sollte höchstens nur die Ehre haben, vor Eleonorens Auge zu erscheinen. Endlich fand er ein solches, das nach seinem Gutachten alle die Würde besaß. Es war in sehr gute Reimlein gebracht, unter denen sich Herz und Schmerz, lieben, betrüben, Noth und Tod gar schön reimen thäten. Das Oval, das diese Reimlein in sich faßte, war eitel rosenrother Atlaß mit einem frischen Blumenkranz umwunden. Obgleich dieses Oval nebst dem Kranze noch viermal so groß als der kleine Amor war, der über diesem allen schwebte; so

mußte

mußte man doch über die Leichtigkeit erstaunen, mit welcher dieser die ganze Masse an seinem kleinen Finger hielt: hiebey konnte man recht augenscheinlich die Kraft dieses Gottes erkennen.

Dieses Wünschchen wurde zu Hause in ein feines Papierchen emballirt, mit M. E. F. signirt, und nach dem Kloster transportirt.

Schon dreymal hatte der Graf das Klosterglöcklein am Thore gezogen, und noch immer wollte sich die Thüre nicht öffnen, endlich knarrten die Angeln derselben, und es kukte eine ganz andere Thorwärterphysionomie als die vorige zum Kloster heraus.

Graf. Wo ist die Thorwärterin?

Thorwärterin. Das bin ich.

Graf. Nicht wahr!

Thorwärterin. Das muß ich wohl besser wissen.

Graf. Wo ist denn die vorige?

Thorwärterin. Sie ist, dem Himmel sey Dank, gestorben, ich hab schon lange auf den Dienst gewartet.

Wohl noch nie hatte eine Thorwärterin die Ehre, daß ihr Tod einen Grafen so bestürzt machte, und derselbe so aufrichtig von diesem bedauret

ret wurde, als es jetzt der Fall bey Silberbau war. Nun schwand plötzlich Briefwechsel, Neujahrswunsch und fernere Nachricht vom Liebchen. Betroffen stand er da, einigemal versuchte er die neue Thorwärterin durch Geld und Ueberredung zur Annahme des Briefes zu bewegen, aber er fand sie so hartnäckig, daß er mißmüthig vom Kloster fortging. Schon den vorigen Sonntag hatte er seine vermeinte Eleonore Forwein nicht in der Kirche gesehen, am Neujahrstage blieb sie gleichfalls weg, und seitdem bekam sie der Graf, so oft er auch in diese Kirche ging, nie mehr zu sehen. Dieses raubte ihm völlig Ruhe und Heiterkeit. Einigemal erkundigte er sich im Kloster nach Eleonore Forwein, und erhielt zur Antwort, daß sie sehr krank wäre. Ha ihr wollt sie mir nur entreissen, sagte er, ihr habt Liebe zu mir bey dem Engel entdeckt, und versteckt sie jetzt vor meinem Blick, ihr die ihr nicht wißt, was Liebe sey. O Menschen! Menschen laßt mir Eleonore! sie gehört mir, nicht euch, ihr raubt mir mit ihr Ruhe und Glück.

Der treue Frips konnte den Gemüthszustand seines Herrn nicht länger gelassen ansehen, er suchte daher den zurück behaltenen Brief hervor, in

dem

dem er sich so ausführlich über die prima und secunda Krankheit des Menschen erkläret hatte, und schickte ihn an den General.

Ein Paar Posttage darauf erhielt Silberbau von seinem Vater eine Einladung zu ihm zu kommen, er folgte dieser, und reiste zu seinem Vater nach Silberbau.

Der General erschrak über die merkliche Veränderung seines Sohnes, sein Auge war trübe, sein Lächeln erzwungen. Noch am selbigen Tage wurde Frips vom General über alles was den jungen Grafen betraf, scharf examinirt, dieser beichtete alles, was er wußte, haarklein, aber der Graf konnte in dieser Erzehlung wenig Stoff zur Traurigkeit seines Sohnes finden.

Eines Abends saß Silberbau seiner Gewohnheit gemäß still und nachdenkend in dem Zimmer seines Vaters.

General. Ludwig! ich habe bemerkt, daß dich etwas traurig und niedergeschlagen macht; du weißt, daß ich dich sehr liebe, und dein Leiden wie das meinige ansehe; entdeck mir also deinen Kummer, vielleicht daß ich ihn lindern kann. Bis jetzt hast du noch kein Geheimniß vor deinem Vater gehegt.

Der junge Graf. O lieber Vater!

General. Setz dich näher zu mir Sohn, und rede frey! Ich weiß, du thatest nichts Böses, das dein Gewissen mit Kummer belasten könnte.

Der junge Graf. Wenn Liebe zu einem unschuldigen Mädchen nichts Böses ist; so ist auch mein Gewissen schuldlos. (er ergreift die Hand seines Vaters, und küßt sie.) Bester Vater! ich liebe, liebe so aufrichtig, schon so lange, unterstützen Sie mich in meiner Liebe.

General. Ich verspreche dir alles, was in meinen Kräften steht, dazu anzuwenden, um dich wieder ruhig und zufrieden zu wissen.

Der junge Graf. O das wußte ich, daß mein Vater, mein gütiger Vater das für mich thun würde, aber ach ich bin bey aller Ihrer Güte dennoch unglücklich! Vater! ich sah ein Mädchen, liebe es, wurde wieder geliebt, und war glücklich: Dieses Mädchen hat man mir geraubt, und ich bin unglücklich, werde es auch seyn, so lange mein Herz noch Liebe für die Verlohrne fühlt.

General. Du verlohrst sie also? O Sohn, ich fühle ganz dein Leiden! Hast du denn keine Hoffnung sie wieder zu finden?

Der junge Graf. Man verbirgt sie mir, will sie zum Klosterleben zwingen, und ich weiß nicht, wo sie ist. O Eleonore! Eleonore! ich soll dich verliehren? —

General. Wie heißt sie?

Der junge Graf. Eleonore Forwein. Ich sah sie in der Kirche, erfuhr daß sie Kostgängerin im Nonnenkloster zu St. M. wäre. Ich mußte sie lieben, den Augenblick lieben als ich sie sah. Ich wünsche, daß sie jetzt hier seyn möchte, um Sie bester Vater bey ihrem Anblick fragen zu können: „Ist der Engel nicht werth, „von Ihrem Sohne geliebt zu werden?„ Mein Herz sagt mir: du kannst sie lieben, denn diesem prägten Sie selbst die Lehre ein: „suche nicht „Seelengröße allein bey den Großen.„

General. Und wie lange glaubest du denn, Ludwig, dieses Mädchen lieben zu können?

Der junge Graf. Wie lange? Mein ganzes Leben hindurch werd ich sie lieben.

General. Ich weiß, du wirst so etwas nicht behaupten, was mit deinen Kräften nicht gehö-

gehörig bestehen sollte, ich will es dir also glauben. Weißt du es aber auch gewiß, daß sie dich liebt?

Der junge Graf. Sie hat es mir schriftlich versichert.

General. Vielleicht versichert sie aber ihre Liebe nur allein dem Grafen und nicht dir.

Der junge Graf. Nein Vater! dessen ist Eleonore nicht fähig. Sie foderte oft von mir, sie ruhig im Kloster zu lassen, und meine Liebe aufzugeben. In jedem Brief, den ich von ihr erhielt, rief sie mir zu: „Bedenken Sie, was „Sie thun.„

General. Hast du dieses auch bedacht?

Der junge Graf. Ich hab's gethan, und finde mich in diesem Punkt beruhiget.

General. Vielleicht hast du aber darüber anders gedacht, als ich denke.

Der junge Graf. Lieber Vater, Sie können nicht anders denken, als Ihr Sohn, denn Sie lehrten ihm richtig denken.

General. Unsere Gedanken stimmen hierüber in dem wesentlichen überein, und ich sage dir hiebey nichts, als nur den väterlichen Rath, vorsichtig und nach Vernunft zu handeln. Hast

du aber auch bedacht, ob die Eltern oder Vorgesetzten dieses Mädchens in dein Vorhaben willigen werden. Vielleicht soll diese Person das Opfer seyn, das sie ihrer Meinung nach, dem Himmel weihen müssen, und Sohn, glaub es mir, Vorurtheile dieser Art sind schwer zu bekämpfen, Grafenstand und Reichthum verliehren dagegen ihre Kraft. Alles was ich dabey thun kann, ist, daß ich an die Aebtissin dieses Klosters schreiben werde, um mich nach der Eleonore Forwein näher zu erkundigen. Bist du damit zufrieden?

Der junge Graf. O Vater Sie sind zu gütig!

General. Was thut ein Vater nicht, um den Kummer seines Sohnes zu lindern. Komm her Ludwig, umarme deinen Vater, und versprich ihm, dich zufrieden zu geben, dich nicht über unmögliche Dinge zu grämen, wenn du siehst, daß alle Versuche dein Mädchen zu entdecken vergebens seyn.

Der junge Graf. (welcher seinen Vater umarmt.) Vater! Eleonoren zu vergessen, ist schwer.

General. Man hat Beyspiele, daß gekränkte Liebe durch anhaltenden Gram Zerrüt-

tung der Gesundheit nach sich ziehe. Willst du aus Liebe zu deinem Vater nicht alles anwenden, um ihm das Leiden zu ersparen, an deinem Krankenbette, oder wohl gar an deinem Grabe bittere Thränen zu vergießen? O Ludwig, lieber Ludwig, habe Mitleiden mit deinem Vater!

Der junge Graf. Eleonore Eleonore, solch ein Vater kann mich nur für deinen Verlust trösten! Ja ich versprech es Ihnen, find ich sie nicht wieder; so will ich mich zu beruhigen suchen.

General. Dank dir gütige Vorsicht, daß du meinen Sohn so gut werden ließest!

Der junge Graf. Und Dank dir gütige Vorsicht, daß du mir einen solchen Vater gabst!

Mit Ungeduld wartete der junge Graf auf die Antwort der Aebtissin, denn sein Vater schrieb seinem Versprechen gemäß noch desselben Tages an sie: acht Tage darauf kam diese Antwort, und der General ließ seinen Sohn zu sich rufen.

General. Du bist mir theuer Sohn, ich möchte dir also gerne eine Nachricht verhelen, die ich eben aus dem Nonnenkloster erhalten habe.

Der junge Graf. Ach Eleonore ist für mich verlohren!

General. Auf ewig.

Der junge Graf. Auf ewig? Wer will's mir wehren, mich wider die ganze Welt aufzuwerfen? Wer will's mir verwehren, Eleonoren dem Kloster zu entreissen? Wer kann mich hindern, sie mein zu nennen?

General. Der Tod.

Der junge Graf. Sie todt? Gott! meine Eleonore todt?

General. Fasse dich Ludwig, und hadere nicht mit dem Schicksal! Fühlst du Muth genug, um den Brief der Aebtissin lesen zu können?

Der junge Graf. Lesen Sie ihn Vater! geschwinde lesen Sie ihn, damit ich höre, ob man uns nicht zu hintergehen sucht.

Der General las:

Auf die Anfrage des Herrn Generals, ob eine Person in meinem Kloster befindlich sey, die sich Eleonore Forwein nennet, habe ich die Ehre folgendes zu berichten: Daß zwar eine Person gleiches Namens in meinem Kloster gewesen sey, welche aber seit sechs Tagen in dem Herrn selig entschlafen ist. Sie starb an einer Brustkrankheit, nachdem sie vierzehn Tage darnieder gelegen hatte, und erwartet jetzt eine selige Aufer-

stehung. Zu mehrerer Bestätigung dessen, was ich hiemit berichte, folgt ein Sterbeschein von unserm Beichtvater, dem würdigen Pater Joseph. Ich verbleibe u. s. w.

General. Achtest du den Tod der Eleonore für wahr?

Der junge Graf. Ach so ist sie für mich wirklich verlohren? — die Traute, die ich so innig liebte?

General. Die Aebtissin kennt mich, sie ist eine würdige Frau, sie wird daher auch keine Unwahrheit berichten.

Tröste dich Ludwig! Eleonore hätte dein seyn sollen, wenn es der Wille des Schicksals gewesen wäre.

Sechszehntes Kapitel.

Es ist doch eine herrliche Sache, wenn in unserm Herzen, bey Sturm und tobendem Wetter Trost und Beruhigung mit leichter Mühe einen sichern Ankerplatz finden, man trift dann die Fahrt durch's Leben so ziemlich eben an. — Mancher Mensch führt seinen Trost immer wie eine Schwammbüchse mit wohlriechendem Wasser

bey sich, — wohl dem, der eine solche Büchse besitzt! — denn er darf nicht an einer fremden riechen, die vielleicht nicht zu seiner Nase paßt. —

Stolpert er in seinem Lauf, oder stößt er sich an etwas; so riecht er an seiner Schwammbüchse. Stirbt ihm sein Weib, er riecht an seiner Schwammbüchse. Verliehrt er seinen Freund — er riecht. — Spielt ihm das Glück einen dummen Streich — er nimmt die Schwammbüchse hervor. — O du herrliches Schwammbüchschen! — Andre Leute kriegen bey Sturm und übler Witterung sogleich einen heftigen Schnupfen, der ihnen allen Geruch benimmt — und für diese hilft keine Schwammbüchse, — sie müssen also die Zeit geduldig abwarten, bis sich der Schnupfen verliehrt, sie mögen auch niesen, daß ihnen die Augen thränen — die Schwammbüchse hilft nichts.

Einige Menschen stehen wieder am Wege und haben große Schwammbüchsen in den Händen, in einigen ist Wasser, das schon ganz den Geruch verlohren hat, in andern Büchsen aber ist frisches wohlriechendes Wasser.

Diese Leute machen sich's zum eigentlichen Beruf, den ohnmächtigen Wandrern, die diesen

Weg

Weg reisen, die Schwammbüchsen unter die Nase zu halten; aber die Zahl derer, die frisches wohlriechendes Wasser auf den Schwamm in ihren Büchsen tröpfeln, ist geringe, die mehresten Wandrer kriegen also nur geruchlose Schwammbüchsen an ihre Nase. — —

Mein junger Graf hatte auch seine Schwammbüchse — er verlohr Eleonoren und roch an der Büchse; wie das Wasser in dieser roch, kann ich nicht sagen, denn ich habe es nicht gerochen, aber für ihn muß es doch hinlänglich Wohlgeruch gehabt haben, denn seine Kopfschmerzen verlohren sich bald.

Eines Abends hatte sich in dem Hause des General Silberbau die Gesellschaft früh aus einander begeben, Vater und Sohn saßen nach dem Abendessen ganz allein beysammen.

General. Dein Oncle ist heute von P zurückgekommen, und wird auf die künftige Woche wiederum dahin reisen.

Der junge Graf. Dann könnte ich ja in seiner Gesellschaft mitreisen.

General. Wie du willst lieber Sohn! das wird ihm gewiß angenehm seyn. Er theilt mir auch noch in seinem Briefe die Neuigkeit mit,

daß nämlich Baron Fangsatz sich mit der jungen Gräfin L verbinden werde: du kannst also noch zu rechter Zeit nach P kommen, um der Gräfin zu dieser Verbindung Glück zu wünschen.

Der junge Graf. Ich würde dieses doch nicht mit Aufrichtigkeit thun können, denn ich mißgönne dem Baron die Gräfin.

Jetzt fiel das Gespräch auf Frideriken, und der Graf erzehlte seinem Vater vieles zum Lobe dieser jungen Person. Nach einiger Zeit stand der junge Silberbau auf, ging unruhig im Zimmer umher, und verfiel in eine sehr tiefe Meditation. Der General saß ruhig in seinem Armstuhl, und pfif zu dem starken Auf und Abmarschieren seines Sohnes den Regimentsmarsch.

„Vater! ich kann so lange nicht warten, bis „der Oncle nach P reis't; — ich muß morgen „fort,„ sagte der junge Silberbau, und stand plötzlich vor dem Vater still.

Der General, der eben bey der Hälfte seines Regiments-Marsches war, pfif ihn erst zu Ende, und sagte darauf*:

Wie es dir gefällt mein Sohn, du mußt dir am besten bey deinen akademischen Sachen zu rathen wissen. — Also morgen willst du reisen?

Der

Der junge Graf. (hastig.) Auch noch heute, wenn es seyn könnte.

General. (Mit lachender Miene.) Nun nun, diese Nacht schlaf noch bey mir, aber morgen reise so früh wie du willst.

Der General brach hier das Gespräch ab, er freute sich, bey seinem Sohne noch einiges Gefühl für die junge Gräfin L entdeckt zu haben, und versprach sich hieraus angenehme Folgen.

Siebzehntes Kapitel.

Den Tag nach des Grafen Ankunft in P, wurde ein neues Stück im Schauspielhause gegeben; Silberbau ging auch dahin. Das Haus war sehr besetzt, und kaum konnte er noch eine Loge erhalten, hier traf er einige Bekannte, die ihn sogleich nach den gewöhnlichen Complimenten mit Stadtneuigkeiten futtern wollten.

Wissen Sie schon, Herr Graf, sagte der eine, daß die Comtesse L den Baron Fangsatz heyrathet?

Ich hab's aus sichern Händen, sagte ein anderer, die Verbindung soll nächstens vollzogen werden.

Der erste. Ey a propos, man sagte hier für gewiß, daß sie sehr krank in Silberbau gewesen seyn.

Der zweyte. Und man wollte sicher behaupten, Sie wären todt. Es ist doch wohl nicht wahr?

Der erste. Aber das scheint mir wunderbar, daß man so zuversichtlich behauptet, die Gräfin Friderike habe ihre Hand ausgeschlagen.

Der zweyte. Und Sie wären darauf aus Chagrin krank geworden.

Der erste. Es ist allerliebst anzusehen, wie sich dieses neugebackne Paar so herzlich liebt.

Der zweyte. In Gesellschaft bewacht Fangsatz seine Gräfin mit wahren Argus-Augen.

Der erste. Sie haben wohl noch nichts von der lächerlichen Geschichte des Herrn ** gehört? es ist zum todtlachen. Seine Frau hat ihn nach einem achtjährigen Kinderlosen Ehestande mit einem jungen Sohn beschenkt, und Papa ** will jetzt keine Peruke mehr tragen, sondern eine hohe Bärenmütze, weil er unter dieser weit bequemer den hornichten Kopfputz verbergen kann, den ihm sein kleiner Sohn mitgebracht hat.

Der zweyte. Was sagen Sie aber von der komischen Affäre des Herren Notabene? Er hat sich gleich nach der ersten Hochzeitnacht von seiner theuern Ehehälfte scheiden lassen, man sagt, er soll bey seiner Frau nicht alles in dem gehörigen Statu quo gefunden haben.

Silberbau war froh, daß der Vorhang aufgezogen wurde, und sich diese beyden Neuigkeitskrämer von ihm wegwandten.

Friderike von Fangsatz begleitet, nahm die Loge ein, welcher derjenigen gegenüber war, in der sich Silberbau befand, beyde achteten wenig auf das Stück, sondern sprachen oft mit einander. Silberbaus Aufmerksamkeit wurde durch der jungen Gräfin L Gegenwart gleichfalls vom Stück abgezogen, in ihm erwachte wieder die alte Neigung zu Friderike, und je länger er sie anblickte, je liebenswürdiger kam sie ihm vor.

Des andern Tages ging er zu Graf L, den er aber nicht zu Hause fand, er beschloß seine Rückkunft zu erwarten, und begab sich in den Saal.

Nach einer Weile kam wie von ohngefehr Friderike in den Saal.

Fride-

Friderike. Wie hat man das Glück, Herr Graf, Sie wieder einmal bey uns zu sehen?

Graf. Rechnen Sie gnädige Gräfin, nicht meinem Willen die Schuld des langen Ausbleibens zu, sondern allein der Krankheit, die mich so lange von der Zurückreise nach der Stadt abhielt.

Friderike. Ich nehme vielen Antheil an dem Mißgeschick, das sie betroffen hat, und das gewiß diese Krankheit nach sich zog.

Graf. Mißgeschick? — Ich habe keines erlitten.

Friderike. Rechnen Sie etwa den Verlust einer Geliebten für kein Mißgeschick? — Ja, so machen es die Männer, kaum ist die Braut todt; so ist sie auch schon vergessen.

Graf. (äußerst betroffen.) Gnädige Gräfin! — — ich verstehe — — gewiß ich verstehe nicht, was — — Sie damit sagen wollen.

Friderike. Ich weiß Ihnen hierüber keinen nähern Aufschluß zu geben, es ist auch nicht nöthig, da sie als leidender Theil die näheren Umstände Ihres Mißgeschickes am besten wissen werden. Doch die lindernde Zeit wird vielleicht schon Balsam in Ihre Wunde gegossen haben.

Graf.

Graf. Verzeihen Sie — — ich weiß nicht — — vielleicht daß — — aber doch — — ich sehe nicht ein. — —

Friderike. Aber mein Himmel, wie unbedachtsam ich auch handle! Wahrhaftig, ich bin recht grausam, kaum ist die Wunde etwas zugeheilt, so reiß ich sie schon wieder durch die Erinnerung an den Todesfall Ihrer Geliebten von neuem auf. Ihr armes Herzchen hat wohl viel gelitten? — Armer Mann, noch so jung, und schon solch hartes Leiden! — Aber trösten Sie sich, es liegt doch bey alle dem so etwas melancholisch-süßes in dem Gedanken, am Grabe seiner verstorbnen Freundin Thränen zu vergießen, welche die hier aufkeimenden Blümchen betauen, damit sie bald diese Ruhestätte schmücken.

Graf. Ach gnädige Gräfin, ich sehe Sie wissen alles, ich — —

Friderike. Ja ich weiß es, weiß wie ungerecht das Schicksal gehandelt hat, indem es der Welt eine Person entriß, die einen Grafen zum glücklichsten aller sterblichen Grafen gemacht hätte. Bis jetzt wollte ich immer in's Kloster gehen, und der Welt entsagen, aber nun thu ich es gewiß nicht, denn wie leicht könnte mich nicht

das nämliche harte Schicksal treffen, was ihre selige Klosterjungfer betroffen hat. Der Tod hat wahrhaftig sehr unbescheiden gehandelt, warum konnte er denn nicht noch ein Paar Wochen warten, so hätte doch das Klosternymphchen die Ehre gehabt, als Frau Gräfin von Silberbau zu sterben.

Graf. Ja ich bekenne es, ich habe geliebt, habe ein Mädchen geliebt, die es verdiente geliebt zu werden, und ich weiß, Sie denken viel zu edel, als daß Sie mich deshalb tadeln sollten: — aber das Schicksal wollte es anders, und ich werde so lang ich lebe, nie mit Scham oder Reue an diese Liebe zurück denken.

Friderike. O da thun Sie wohl daran Herr Graf. Ihr Nonnchen verdient es immer, daß Sie ihr in Ihrem Herzen ein bleibendes Denkmal errichten.

Rinnet Thränen, rinnt hinab
Auf des holden Mädchens Grab!
Guter Tod komm doch zu mir,
Und gesell mich bald zu ihr:
Sie ist hin, und nichts gefällt
Mir nun mehr in dieser Welt.

Sehen

Sehen Sie Herr Graf! ich bin gar eine Poetin, aber nur allein für Sie, es würde meiner Dichtkunst außerordentlich schmeichelhaft seyn, wenn dieses Stoßseufzerlein Ihnen in Ihren Nöthen zu paß käme. — Ihr Aufenthalt in der Stadt wird vermuthlich nur von kurzer Dauer seyn?

Graf. Es kann seyn, es kann aber auch nicht seyn; der Ausgang einer Sache, den ich hier abwarten will, wird es bestimmen. Man spricht von der Verbindung einer Gräfin mit einem Baron. — —

Friderike. Gut oder schlecht?

Graf. Sehr gut! denn wie könnte man von einer so glücklichen Verbindung etwas schlechtes sprechen?

Friderike. Und an dem Ausgange dieser Sache sollte Ihnen etwas gelegen seyn?

Graf. Sehr viel, wahrhaftig sehr viel.

Friderike. Wirklich sehr wunderbar!

Graf. Bey mir schwindet gänzlich das Wunderbare, und Reue, bittere Reue über mein entgangnes Glück, quält mich jetzt unaufhörlich. — Gnädige Gräfin nur eine Frage: — Bleibt mir

keine Hoffnung auf ihr Herz, auf ihre Hand mehr übrig?

Friderike. Ha ha ha Herr Graf; ich muß lachen! Mein Himmel Sie vergessen, daß Sie ein trostloser Wittwer seyn. Wo denken Sie hin? Ihre Trauerzeit ist ja kaum erst angegangen, und Sie denken schon wieder an's Freyen. Ich dachte, Sie würden Ihr Leben im Kloster zubringen.

Graf. Also keine Hoffnung? — O sagen Sie es, und befreyen Sie mich von der quälenden Ungewißheit.

Friderike. (sehr ernsthaft.) Mein Herr Graf, ich bin Ihnen für ihr Zutrauen außerordentlich verbunden, aber ich will keiner Nonne den Rang streitig machen. Ihre ergebene Dienerin. (sie verbeugt sich und geht aus dem Saal.)

Graf. O bleiben Sie, ich bitte — hören Sie mich an. (Nach einer Weile, indem er Gedankenvoll im Saale umhergeht.) Ich muß wissen, ob es noch Zeit sey, ihre Hand zu erhalten, und sollte ich mich auch noch mehreren Spottreden aussetzen — freylich verdien ich sie einigermaßen — aber woher weiß sie das alles so genau? Ich hielt doch meine Liebe so geheim? —

Graf

Graf L. (welcher in den Saal tritt.) Willkommen Herr Graf! Sie sind verreis't gewesen? Wie befindet sich Ihr würdiger Vater, der Herr General?

Graf Silberbau. Sehr wohl, er empfiehlt sich Ihnen.

Graf L. Sie bleiben doch jetzt bey uns in der Stadt?

Graf Silberbau. Vermuthlich.

Graf L. Ihr Herr Oncle besuchte mich vorige Woche, er sagte mir, daß Sie krank wären. Sie befinden sich doch jetzt wohl?

Graf Silberbau. Ich bin vergnügt, daß meine Krankheit nur von kurzer Dauer war, um hieher eilen zu können.

Graf L. Sie haben wohl ein wichtiges Geschäfte hier abzumachen?

Graf Silberbau. Ein sehr wichtiges Geschäfte, von dem mein Glück und meine Zufriedenheit abhängt.

Graf L. So! Nun ich wünsche einen guten Ausgang.

Graf Silberbau. Sie können, Herr Graf, sehr vieles zu einem glücklichen Ausgange beytragen.

Graf L. Wirklich? das erfreut mich, ich bin bereit, Ihnen zu dienen. Und dieses Geschäfte? —

Graf Silberbau. Ist eine Bitte an Sie Herr Graf, mir die Hand der Gräfin Friderike zu bewilligen.

Graf L. (der ihn umarmt.) Lieber würdiger Freund, Sie überraschen mich auf eine angenehme Art! Wenn Sie meine Tochter lieben, und diese in Ihre Liebe williget; so geb ich sie Ihnen vom Herzen gerne.

Graf Silberbau. Dank, innigen Dank für Ihre gütige Zusage! Ich liebe Ihre Tochter aufrichtig, und wünsche nichts sehnlicher, als von ihr wieder geliebt zu werden.

Graf L. Kommen Sie, wir wollen zu ihr gehen, und sie von Ihrem Wunsch unterrichten.

Graf Silberbau. Erlauben Sie, daß ich Sie ersuche, ihr mein Anerbiethen allein bekannt zu machen, denn eine Tochter spricht mit ihrem Vater von einer solchen Sache freyer und aufrichtiger, wenn kein Zeuge dabey ist.

Graf L. Da haben Sie recht. Nun auf baldiges Wiedersehen.

Silberbau ging wie von neuem belebt nach seiner Wohnung zurück, er athmete jetzt jo frey, als hätte er eine drückende Bürde von sich geworfen.

Achtzehntes Kapitel.

Im Zimmer der Gräfin Friderike.

Friderike sitzt am Clavier, sie spielt und singt folgende Ballade.

O künstle so herrlich, wie dir's nur gefällt,
Die schmachtenden Blicke, sie sind doch verstellt.
Fein sachte gegangen
Sonst wird man gefangen
Die Blicke, die Blicke sind listig verstellt.

* * *

Was weinst du traut Liebchen die Aeuglein so roth?
Ist etwa das Bübchen für's Mägdelein todt?
Ach wär er verlohren
Den ich mir erkohren;
So weint ich die Aeuglein nur halbmal so roth.

* * *

Nun aber so lebt er, und achtet mein nicht
Und schwor seiner Buhlin die ehliche Pflicht;
Hat Treue gebrochen,
Die er mir versprochen.
Ach Büblein, dein Meineid das Herze mir
bricht!

* * *

Was weint denn das Knäblein? Was hat es
für Noth?
Ist etwa dem Knäblein sein Vaterchen todt?
Sein Vaterchen achtet
Nicht's Knäblein, verachtet
Die Mutter, und's Kind'lein schreit Mutter
gieb Brodt!

* * *

Was blinkt dort im Mondschein, so schaurlich
am Pfad?
Der Schädel des Mägdleins blinkt dort auf
dem Rad.
Laß blinken den Schädel!
Das Mägdlein war edel
Ihr Buhle war treulos und bracht' sie auf's Rad.

O Män=

* * *

O Männer so lieblich für's weibliche Herz!
Treibt nicht mit der Liebe solch tändelnden Scherz.
Seyd lieblich und edel,
Und denkt an den Schädel!
Vergäll't uns nicht Liebe durch daurenden Schmerz.

Ach was die Gräfin auch für einen Geschmack hat, um einen solchen Gassenhauer zu singen, da hat man ja ganz andre Lieder, wenn man doch einmal schon singen will.

Aber die Musik war schön, und um etwas zur Entschuldigung der Gräfin beyzutragen; so kann ich auf Autor-Parol *) — eine abgenutzte Möbel, worauf kein Wuchrer einen Pfennig borgt — versichern, daß Friderike nur sehr leise sang, um keinem ihren Gesang hörbar zu machen, denn sie dachte hierüber ganz so wie sie. — —

Graf L tritt ein.

— Guten Morgen Rickchen! Komm, gieb mir einen Kuß, ich bring dir etwas, das dir gefallen wird.

*) Ist nur hier der Fall.

Friderike. Nun mein Vater, was bringen Sie denn?

Graf L. So ein Spielzeug, das ihr Mädchen doch alle gerne haben wollt, — einen Mann.

Friderike. Wo haben Sie ihn denn? Ich seh ja nichts. Sie haben mir doch keine Puppe gekauft?

Graf L. Närrchen! Du glaubst wohl ich spaße. — Nein! Nein! Rickchen, mein völliger Ernst, du kannst einen Mann haben, versteht sich von Fleisch und Bein, es ist ein rechtes Kernmännchen.

Friderike. Wer ist es denn?

Graf L. Merkst du nicht wer es sey?

Friderike. O ich denk an keinen Mann.

Graf L. Rickchen! Rickchen! sollst du nicht schon oft an diesen Mann gedacht haben, es versteht sich so mit einem bischen Herzensrumor.

Friderike. Sie sind heute sehr aufgeräumt lieber Vater? Soll ich Ihnen nicht was vorspielen?

Graf L. Spare das Saitenspiel für deinen Silberbau, ich glaube, er hört dich auch gerne spielen.

Friderike. Meinen Silberbau?

Graf

Graf L. Ja Rikchen, er hat bey mir um dich angehalten.

Friderike. So! — Ist das alles, was Sie mir bringen wollten?

Graf L. Närrchen, wie viel Männer soll ich dir denn bringen? Wirst schon an einem genug haben.

Friderike. Was für eine Antwort gaben Sie dem Grafen?

Graf L. Ich gab ihm keine eigentliche Antwort, denn das mußt du thun.

Friderike. Aber haben Sie denn das schon vergessen, was uns Fangsalz vom Grafen erzehlte?

Graf L. Ach Tochter, das ist eine Jugend-Handlung. Mir gefällt der junge Mann, der nicht fühllos bey dem Anblick eines hübschen Mädchens bleibt, mehr als der, welcher nichts fühlt.

Friderike. Aber wenn er auch noch als Gatte jedem reitzenden Gesicht nachläuft, und seine Frau sitzen läßt.

Graf L. Ich müßte mich irren, liebe Tochter, wenn ich dir nicht Kräfte zutrauen sollte, deinen Mann dir treu zu erhalten. Der Graf

 schien

schien dir doch vorher nicht ganz gleichgültig zu seyn?

Friderike. Ich habe auch einen Antrag erhalten.

Graf L. Vom Grafen? Nun siehst du!

Friderike. Noch von einem andern. Der Baron Fangsatz hat bey mir angehalten.

Graf L. Ist auch ein guter Mann. Nun Rickchen du mußt dir hiebey selbst rathen. Bedenk es also recht wohl, was du thun willst, denn noch ist es Zeit. Wähle den Grafen, oder den Baron, mir gilt's gleich viel, es sind beyde würdge Männer. (er ging weg.)

Was Friderike dachte, kann ich nicht sagen, denn sie ging stillschweigend auf und ab, und dachte nur für sich, ohne im geringsten einen Laut von sich zu geben, oder vor Entzücken auszurufen, wie es denn wohl bey einer solchen Meditation zu geschehen pflegte.

Wollen Sie es aber meine hochzuehrende Leser und Leserinnen gerne wissen, so wollen wir unter der Zeit daß sie denkt, einmal rathen, woran sie denkt.

Sagen Sie einmal meine schöne Mademoiselle mit den allerliebsten blauen Augen. Woran denkt Friderike?

An Silberbau.

Kann seyn, — und Sie mein gütiger Herr? was glauben Sie? Nun hören Sie doch, woran denkt Friderike — wenn ich doch husten könnte, der Herr will mich gar nicht ansehen, er ist ganz in dem Anblick seiner schönen blauaugichten Nachbarin vertieft. — Ich will ihn nicht stören. Also weiter.

Madame, was glauben Sie wohl, woran die Gräfin denkt?

An Baron Fangsatz.

Ist möglich!

Und Sie ehrwürdige Dame mit der geistlichen Miene?

Ach die Gräfin sollte doch die Fleisches-Lust meiden, und nicht an irdische Dinge dieser bösen Welt denken, sondern an die großen Dinge denken, die da kommen sollen, und die da eindringen werden in das Innre, wohin kein Menschen-Auge je gesehen hat, und die da sprengen werden die verschloßnen Pforten, damit der Ge-

salbte hineingehe, um Heil und Wonne der Finsterniß zu verkündigen.

Bravo Sie haben's getroffen, ehrwürdige Frau! Aber es ist doch schnurrig, wir sind mit unsern Meinungen nicht weit aus einander, denn ich glaube, daß Friderike an die Hochzeit zu Cana denkt.

Der Mund wässert einem recht, wenn man so vom Freyen reden hört, und man noch unverheyrathet ist, denn es ist doch eine herrliche Sache um den lieben Ehestand, der Bissen Brodt schmeckt noch einmal so gut, wenn man ihn mit einem Weibchen theilet, bey deren Umarmung man sich's sagen kann: „Sie ist's, die ich suchte, „wohl mir, daß sie mir zu Theil ward.„ Heil dem Manne, der dieses sagen kann, er wird die Welt nicht für ein Jammerthal schelten! — Ich kann mich immer recht herzlich freuen, wenn Menschen Menschen so genau kennen, daß sie bey jedem Pinselstrich einen natürlichen Zug vom Menschen treffen. — Er wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. — Der Mann, der dieses schrieb oder sagte, muß recht gut den Menschen studiret haben.

Ich wünsche meinem Nächsten wohl nichts Böses, aber denen möchte ich ein rechtes böses Weib wünschen, die oft so laulicht vom Ehestande sprechen.

„Warum heyrathen Sie nicht?

„Freyer Stand bleibt doch ein freyer Stand, „wie ruhig, wie zufrieden lebt man nicht, wenn „man nur für sich allein und nicht für Weib und „Kind zu sorgen hat.„ „Aber Sie haben ja vom „Glück so viele Güter bekommen, Weib und Kind „werden Ihnen also nicht viele Sorgen machen.„

Ach da giebt's doch immer was zu sorgen. Nein nein, Ehestand ein schwerer Stand!

Soll man sich nicht mit allen mannbaren Jungfern über einen solchen Hagestolz ärgern? — Es ist zum krank ärgern!

Wenn ich König wär, o ich wüßte wohl was ich thäte. Ich machte gleich ein Dutzend Eheräthe in meinen Staaten. Diese Eheräthe müßten darauf sehen, daß kein Mann von Capital, oder ein Mann bey einem einträglichen Aemtchen ohne Frau bliebe. Und wollte ja einer diesen seinen ledigen Stand gar nicht verändern; so müßte er alle Jahr, so lang er ledig bleibt, ein Paar junge Eheleute ausstatten, damit es dem armen

Mann

Mann nicht zu schwer falle, für die Population des Landes zu sorgen.

Nicht wahr meine schöne Leserin? Sie wären wohl mit einem solchen Landesvater recht wohl zufrieden: bitten Sie also nur den Himmel, daß er uns bald die Direktion des Luftschiffes erfinden läßt, denn ich spekulire gewaltig auf ein Königreich im Monde, und da will ich denn alles recht schön nach meinem Kopfe einrichten.

Neunzehntes Kapitel.

Silberbau brachte die übrige Zeit des Tages, und die darauf folgende Nacht, in nicht geringer Unruhe zu. „Sie ist noch frey,„ sagte er, „sonst würde ihr Vater meinen Antrag nicht so „gut aufgenommen haben; aber vielleicht liebt „sie den Baron. O wäre die Zeit der Antwort „erst da.„

Kaum hatte am folgenden Morgen die Uhr 10 geschlagen, so ließ er sich auch schon bey dem Graf L melden, dieser empfing ihn mit heitrer und fröhlicher Miene, die seiner sinkenden Hoffnung sehr zu statten kam. „Verzeihen Sie lieber „Graf,

„Graf, sagte L, daß ich sie auf einige Augen„blicke verlasse, meine Tochter wird Ihnen gleich „Gesellschaft leisten.

Er ging fort, und nach einiger Zeit kam Friderike.

Die Gräfin war heute ganz wider ihre Natur schüchtern und verlegen, eine Verbeugung von einem leisen guten Morgen Herr Graf begleitet, war alles, womit sie ihn empfing.

Der Graf war gleichfalls verlegen, um das Gespräch nach Wunsch einzulenken. Nach einer minutenlangen Stille, während der er all seinen Muth zusammenraffte, brachte er endlich die Frage hervor: „Noch immer unerbittlich gnädige Gräfin?

Friderike. In einer Sache, die mir so unerwartet kommt, kann ich ehr verwundert als unerbittlich seyn.

Graf. Unerwartet? O sollten Sie nie etwas von meiner Liebe, von meiner Verehrung für Sie, bemerkt haben?

Friderike. Mein Auge reicht nicht so weit, um so etwas in der Ferne richtig zu bemerken.

Graf. Freylich war meine Liebe, meine Verehrung nur noch immer entfernt, aber

doch

doch stark genug, um alles für sie zu fühlen, und Ihre Gegenliebe zu wünschen.

Friderike. Ich will diese ihre Versicherung nicht nach den strengsten Regeln des Rechts prüfen, ich will sie so nehmen, wie ich hoffe, daß Sie sie nehmen, aber hiebey fodert man auch Standhaftigkeit; und wer bürgt mir für diese?

Graf. Mein Herz, das sie ewig lieben und verehren wird, o nehmen Sie diese Bürgschaft, sie ist zu sicher, als daß Sie dieselbe verwerfen können.

Friderike. Und doch sollte ich glauben, daß ihr Herz hiebey keinen zu sichern Bürgen abgebe: wie leicht kann diese Bürgschaft Ihre Sicherheit verliehren, wenn ein schönes Gesicht einen nachtheiligen Eindruck für mich auf Sie Herr Graf machen sollte.

Graf. O dieses Vorurtheil schwindet völlig, bey der aufrichtigen Gesinnung meiner Liebe (er nimmt ihre Hand.) O Friderike! seyn Sie gütig, ziehen Sie einen Schleyer über das Vergangene. Ich fühl's, ich handelte nicht so, wie ich hätte handeln sollen: meine Liebe, meine Treue wird sich immer gleich bleiben. O sagen

gen Sie mir, liebe gütige Gräfin, soll ich auf das Glück Ihrer Liebe rechnen?

Friderike. (sieht ihn liebevoll an.) O Silberbau! kann ich Ihrer Versicherung trauen?

Graf. Zweifeln Sie nicht länger an der Aufrichtigkeit derselben. (er umarmt sie.) Bey dieser Umarmung schwör ich Ihnen ewige Liebe, dauernde Treue. Dieser erste Kuß bekräftige meine Zusage.

Friderike. (noch immer in den Armen des Grafen.) Bester lieber Graf! ja ich liebe Sie, habe Sie schon lange geliebt, ich bin die Ihrige.

Graf. Friderike Sie machen mich durch diese Versichrung zum glücklichen Menschen. O Silberbau, Silberbau! Du bist erhört, du thatest bey dem Engel keine Fehlbitte.

Graf L. (welcher in's Zimmer tritt und seine Tochter in den Armen des Grafen sieht.) Glück zu Kinder, Glück zu! Gratulire, gratulire!

Graf Silberbau. (Der Frideriken zum Vater führt.) Da da bester Vater, geben Sie mir diese Tochter, sie will mein seyn!

Graf L. Kommt her Kinder, laßt euch umarmen, und empfangt durch diese Umarmung meinen Segen. (Er umarmt beyde.) Nun Rikchen

chen, du willst also nicht mehr den Namen deines Vaters führen? sieh, sieh Tochter, was du machst?— Es ist gut! du kommst in eine Familie, die dich lieben und schätzen wird.

Graf Silberbau. Ja das wird sie so ganz wie ich Frideriken schätze.

Graf L. Aber Ihr Vater?

Graf Silberbau. Wird diesen Tag als einen der glücklichsten seines Lebens achten; noch heute will ich ihm mein Glück melden.

Graf L. Ja thun Sie das, und ich glaube Sie thäten wohl daran, wenn Sie über ein Paar Tage seine Einwilligung holen möchten.

Graf Silberbau. Erst will ich schriftlich darum bitten, und dann selbst zu ihm eilen.

Silberbau blieb die übrigen Stunden dieses Tages bey seiner Friderike, und beyde hatten sich jetzt so viel, so viel zu sagen, daß ich es gar nicht aufschreiben kann, aus Furcht ich möchte an Papier, und meine Leser an Geduld zu kurz kommen. Also etwas anders.

Baron Fangsatz an Süßloch.

Ich wüthe, ich rase, und meine Wuth findet keinen Ausbruch gegen den Urheber derselben.

Ha ha ha armer Betrogner! rase und tobe immerhin, der Graf nimmt dir doch Frideriken. Er Frideriken? Teufel und Hölle will ich hervor rasen, er kriegt sie nicht, er soll sie nicht kriegen. — Ihn fodern? — Der Narr stellt sich nicht, — er zeigt meine Foderung der Obrigkeit, und ich kann Jahre hindurch meine Wuth im Gefängniß abkühlen. — Zaudre ich; so führt er sie zum Altar, sie wird dann sein, und ich — ha wie das brennt, wie das martert! — — Sein soll sie seyn? — Friderike sein? — Fangsatz du bist nicht werth, unter Menschen geduldet zu werden, wenn du das leidest. Auf mich falle zernichtender Himmelszorn tausendfältig, wenn ich das brausende Rachfeuer in meinem Busen dämpfe, und wie ein gepeitschter Knabe jammernd dem Schauspiele zusehe, das man dreust vor meinen Augen aufführt. Nein das soll nicht, bey Gott das soll nicht!

Geh gleich zu meinem Verwalter, nimm alles vorräthige Geld aus der Casse, und schick es mir durch meinen Kerl; mein und meines Bedienten Reitpferd laß sogleich verabfolgen, und wenn ich nicht so bald wiederkomme, so sey so gut und nimm die Aufsicht über meine Güter.

 Eine

Eine Stunde hast du Zeit, dieses alles zu besorgen, aber nicht einen Augenblick länger, wenn ich dein Freund bleiben soll: sobald die Stunde vorbey ist; muß der Kerl abreisen. Mach die Sache so wie ich's haben will, und ich bleibe

Dein

Freund

Baron Fangsatz.

Vier Tage nachher, als der Graf Silberbau dem General sein, bey Frideriken erlangtes Glück schriftlich gemeldet hatte, machte er sich zur Reise nach Silberbau fertig, um selbst seinen Vater hierüber zu sprechen. Ein Paar Stunden vor der Abreise kam Rittmeister Rohrwolf zu ihm, der einige Jahre als Adjutant bey dem General Silberbau gestanden hatte. Nachdem der Graf ihm gesagt hatte, daß er zu seinem Vater abreisen wolle, bot sich der Rittmeister an, diese Reise mitzumachen, denn er hatte sich eben vorgenommen, den General zu besuchen; sie reisten also beyde in besondern Schlitten von P ab. Sturm und Hagel, und ein verschneiter Weg, machten, daß diese Reise etwas langsam ging. Schon fing

es an dunkel zu werden, als sie in den Wald kamen, in welchem aus einem Gebüsch auf die beyden Reisenden ein Pistolenschuß geschah, der das Pferd des Grafen verwundete. Rohrwolf, der gleich hinter dem Schlitten des Grafen fuhr, zog geschwinde eine Pistole hervor, und feuerte nach der Gegend zu, aus der der Schuß geschah, aber die Dunkelheit machte, daß er fehlschoß. Noch berathschlagten sich beyde Reisende, wie sie das verwundete Pferd fortbringen, und wo sie ihr Nachtquartier nehmen wollten, als der Förster Hilkur, wie wir schon aus dem ersten Kapitel wissen, ihnen entgegen kam.

Zwanzigstes Kapitel.

Wir verließen am Ende des zweyten Kapitels den Rittmeister Rohrwolf und den Förster Hilkur bey einer Repetition des siebenjährigen Krieges und den Grafen Silberbau nicht weit von Wilhelminen. Dieser letztre harrte schon lange mit Ungeduld auf den schicklichen Augenblick, Wilhelminen ohne Zeugen zu sprechen; hundert Umstände drängten sich jetzt in seine Gedanken, worüber er gerne von Wilhelminen belehrt zu wer-

den wünschte. „Eleonore nicht todt, sie hier
„an meiner Seite, und Gott! Friderike mein?
„Ich Unglücklicher, wie bin ich hintergangen!„
dieses waren die Vorstellungen, die ihm jetzt die Zukunft verdunkelten.

Minchen stand auf und brachte ihre kleine Schwester zu Bette, der Graf ging in tiefe Gedanken versenkt, das Zimmer auf und ab, und blickte dann und wann durch die offne Thür in die Nebenstube, wo Wilhelmine war. Nachdem die Kleine eingeschlafen war; so nahm sie ein Buch und setzte sich an einen Tisch; einige Augenblicke darauf trat Silberbau zu ihr in die Stube.

Silberbau. Sie lesen wohl gerne Mademoiselle?

Wilhelmine. Wenn es mir die häuslichen Geschäfte erlauben; so finde ich eine angenehme Unterhaltung in einem guten Buch.

Silberbau. Dieses ersetzt auch einigermaßen im Winter den einsamen Aufenthalt auf dem Lande.

Wilhelmine. Einsamkeit wird mir nie lästig, wenn ich nur Beschäftigung habe.

Silberbau. Wie es scheint; so haben Sie sich dieser schon sehr früh gewidmet. Ein Aufent-

Aufenthalt in einem Kloster ist immer Einsamkeit, wenn es auch mitten in einer geräuschvollen Stadt liegt: dagegen halte ich doch den Aufenthalt auf dem Lande für anmuthiger. Sie werden doch wohl nicht wieder zum Kloster zurück kehren.

Wilhelmine. Wenn meine Gegenwart meinem Geschwister, jetzt, da wir eine liebe Mutter verlohren haben, nicht nothwendig wäre; so würde ich gerne zurück kehren.

Silberbau. Thun sie es ja nicht, ich bitte Sie darum, die Welt würde zu viel verliehren, wenn sie nur allein für's Kloster leben wollten.

Wilhelmine. Was kümmert sich die Welt um das Schicksal eines armen Mädchens?

Silberbau. Wenn auch die ganze Welt so ungerecht gegen Sie dächte; so werd ich mich nie dieser Ungerechtigkeit theilhaftig machen.

Wilhelmine. Sie denken zu gnädig Herr Graf.

Silberbau. Sie sind von meinen Gesinnungen überzeugt; gewähren Sie mir daher eine Bitte: Kehren Sie nie wieder zum Kloster zurück.

Wilhelmine. Wodurch sollte ich wohl zu der Gnade kommen, daß Sie Herr Graf so etwas von mir begehren?

Silberbau. O gütiges, bestes Mädchen! zu was diese fremde Sprache? Zwar wurde es mir noch nie so gut, mich mit Ihnen zu unterhalten, aber ich glaube, wir kennen schon unsere gegenseitigen Gesinnungen. (Indem er zärtlich ihre Hand ergreift.)

Haben Sie schon Ihren Silberbau vergessen, der Sie noch immer so aufrichtig liebt?

Wilhelmine. (äußerst betroffen.) Herr Graf Sie irren sich gewiß. Ich habe erst heute die Ehre gehabt, Sie kennen zu lernen.

Silberbau. O was hab ich nicht um Sie gelitten, da man mich mit der falschen Nachricht von Ihrem Tode hinterging.

Wilhelmine befürchtete bey dem Grafen eine Zerrüttung des Verstandes, und suchte sich daher von ihm loszumachen.

Silberbau. (Der ihre Hand nicht losläß't.) Bleiben Sie, ich bitte Sie darum. Aber sagen Sie mir doch beste Eleonore, wie konnten Sie so grausam seyn, und aus dem Kloster wegreisen, ohne mir nur im geringsten eine Nachricht

davon

davon zu geben. Schon sah ich mit Wonne dem Zeitpunkt entgegen, da ich Sie zum Altare führen wollte, und nun denken Sie sich meine Angst, meinen Kummer, als Sie auf einmal unsern Briefwechsel abbrachen, und die Aebtissin meinem Vater berichtete, daß Sie gestorben wären. Liebenswürdiges Mädchen, o sagen Sie, was that ich Ihnen, um mich so hart zu strafen? Mich so zu kränken? — Sind Sie von meiner Liebe noch nicht hinlänglich überzeugt; so nehmen Sie hier nochmals meine Versicherung, daß ich Sie ewig lieben werde.

Sie schweigen? Ihre Hand zittert? O warum zittern Sie, mein auf ewig zu seyn? Nur allein auf Sie kommt es an, um uns auf immer zu verbinden.

Wilhelmine, die wirklich zitterte, und jetzt für ausgemacht hielt, der Graf sey im Kopfe verrückt, entwandt ihm ihre Hand, und eilte in's andere Zimmer. Sie hütete sich den ganzen Abend, das Zimmer nicht zu verlassen, aus Furcht, daß der Graf sie dann wieder verfolgen könnte.

Am folgenden Morgen verzögerte der Graf so lange als möglich die Abreise, in der Hoff-

nung, seine vermeinte Eleonore noch einmal zu sprechen, aber diese ließ sich nicht ehr vor ihm sehen, als nur bey dem Abschiede: er fuhr also vergnügt über den Gedanken, daß seine Eleonore noch lebe, aber mißmüthig über ihr fremdes Benehmen gegen ihn, nach Silberbau, und nahm sich vor, da des Försters Wohnung nur vier Meilen von dem Gute seines Vaters entfernt war, nächstens wieder dahin zu reisen.

Ende des ersten Abschnitts.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der General empfing seinen Sohn mit einer herzlichen Umarmung: „Nun Ludwig, ich wünsche „dir Glück zu deiner Wahl, sagte er, ich bin ganz „damit zufrieden, daß du dir die junge Gräfin „ersehen hast.„ Wenn soll denn der Hochzeits-Casus vor sich gehen.

Der junge Graf. O damit hat's noch Zeit, ich will erst meinen akademischen Cursum endigen.

General. Und wie lang dauert der noch?

Der junge Graf. Noch zwey Jahr.

General. Wird aber auch deine Braut sich so lange gedulden? Ich denk du machst bald Hochzeit. Doch das ist deine Sache, wenn du glaubst, daß Friderike sich's gefallen läßt, noch zwey Jahre zu warten; so studire immer fort. Bist so noch nicht weit in die zwanziger, und deine Frau kann dir doch keine Collegia lesen.

Rittmeister. Ich halt's doch für besser, Herr Graf, daß Sie da flink mit der Furagirung bey Ihrer Braut zu Werke gehen, es könnte sonst so ein Freybeuter kommen, und Ihnen das Beste vor dem Maul wegfuragiren. Mäd-

chen: Herz ist ein offnes Land, Freund und Feind können darin leicht Posto fassen.

Der junge Graf. Friderikens Herz paßt nicht zu Ihrer Mädchenkenntniß Herr Rittmeister!

Rittmeister. Hui junger Herr, lehren Sie mir nicht Mädchen kennen, hab Weiberherzen genug rekognoscirt. Haben Sie sich nur erst von einem Dutzend Herzensgegenden richtige Positionspläne gemacht; so können Sie sich in alle Weiberherzen finden, und sind denn da überall zu Hause.

Der junge Graf. Ihre Kenntniß vom schönen Geschlecht, scheint nur nach einer Leiste geformt zu seyn. Ein Maaßstab Herr Rittmeister, paß't nicht zu allen Plänen.

Rittmeister. Wollen mir da ein Paar Säbelhiebe in die Flanke versetzen! Seh schon! 's hat abers nichts zu sagen, ist Ihnen auch nicht zu verdenken, haben da die erste Festung erobert, die sich tapfer vertheidigte, und glauben daher bey allen solche Laufgräben und Batterien eröffnen zu müssen. Ist abers nicht nöthig Herr! das sag ich, ist nur verlohrne Zeit und vergebne Mühe, weiß einen bessern Pfif bey der Sache. Mein Seel weiß 'n Pfif. Aufgepaßt Herr Graf!

es

es ist ein Pfif, den nur Rittmeister Rohrwolf versteht.

Der junge Graf. Ein Pfif ist vielleicht ein hinterlistiger Angrif. Frey aufmarschiert Herr Rittmeister, das ist mein Commando.

Rittmeister. Marschieren Sie nur immer frey auf, in Gottes Namen — 's ist auch brav gethan — werden aber dabey in manches starke Feuer kommen. Erst um die Festung so eine Zeitlang herumflankirt, und ihre Blöße aufgesucht, und dann auf diese Stelle so mir nichts dir nichts ein Hauptsturm, puf sind die Außenwerke erobert, und paf sitzt man in der Festung drinn. Ha ha ha, so machts Rohrwolf!

Der junge Graf. Aber wenn Sie nun die Festung für sich behalten wollen; so kommt ein anderer, sieht diese Blöße, puf sind die Aussenwerke erobert, und paf sitzt der Feind in der Festung drinn, und jagt den Commendant Rohrwolf zum Thor hinaus.

Rittmeister. Ho ho, da kennen Sie noch nicht den Commendant Rohrwolf. Der steht hübsch Schildwach bey der Blöße, oder verstärkt sie, und frikassirt denen Nasen und Ohren ab, die hier eindringen wollen. Ja das thut Rohrwolf.

Der

Der junge Graf. Da sind wir nich gleiches Sinnes Herr Rittmeister. Ich rekognoscire zwar auch die Stärke meiner Festung, aber finde ich, daß sie mir zu viel Blöße giebt; so marschier ich ab, und heb die Belagerung auf; denn was ist mir mit der Eroberung einer Festung gedient, wo ich mich nachher nicht einen einzigen Augenblick auf ihre Stärke verlassen kann, — und vom Schildwachstehen bin ich kein Liebhaber.

Bravo Ludwig! sagte der General, ich bin ganz deiner Meinung. Schade, daß du kein Soldat geworden bist!

Rittmeister. Es ist, hol mich der tausend, schwer, mit Ihnen zu disputiren, man kann gleich sehen, wer vor dem Catheder gestanden hat. Aber Sie haben mir da eine schöne Methode gelehrt, um Festungen zu erbauen. — Zappersment, wie hat man doch nicht ehr auf den Einfall kommen können, und recht viel Blöße bey Festungen gelassen, hol mich der *** es wäre keine Festung zu erobern, aber's versteht sich, Sie Herr Graf müßten der Belagerer seyn.

General. Aber hör Ludwig, wenn ich dem Dinge recht nachdenke; so mußt du bald heyrathen.

Der junge Graf. So geschwinde möchte ich bey dieser Sache nicht gerne verfahren, es ist doch immer besser, man lernt sich erst genau kennen.

General. Dein Ehrenwort ist so gut wie eine Verbindung, hast du Friderikens Herz und Neigung nicht gründlich genug erforscht; so wird es jetzt zu spät seyn, denn zurücktreten kannst du nicht mehr, also —— aber ich kann aus deiner Liebe nicht recht klug werden, in deinem Briefe brennt's lichterloh, und hier bey dir selbst ist alles so kalt, wie ein Eiszapfen. — Wie ich Bräutigam war, zapperment, was war das bey mir für eine Wirthschaft, das ging in eins fort, bald dachte ich an mein Liebchen, bald schrieb ich ihr, was ich dachte, bald war ich bey ihr, und denn war es gar aus, ich glaubte auf eine Ewigkeit zu warten, so lang ward mir die Zeit bis zu meiner Verbindung. — Also ich denke, du machst nach einem halben Jahr frisch weg die Hochzeit mit der Gräfin.

Der junge Graf. Auch das, wenn es Friderike will.

General. Ich muß doch an Frideriken schreiben, daß sie dich ein bischen verliebter macht. —

Rittmeister. (er streicht sich seinen Knebelbart.) Juchhe Herr Graf, wie wollt ich einhauen, wenn mir der Feind so nah wär!

Der junge Graf brachte die ersten Tage nach seiner Zurückkunft von P. in nicht geringer Unruhe zu, er murrte über das Saumselige seines Schicksals, welches erst vier Tage nachher, als er sich schon mit Frideriken versprochen hatte, seine Eleonore wieder producirte. Seine Entschlüsse wechselten beynah mit jeder Minute ab, und am Ende wußte er doch nicht, was er machen sollte: bald wollte er Eleonoren vergessen, und der Gräfin treu bleiben, bald wiederum das Gegentheil, selbst einigemal war er willens, seinen Gemüthszustand dem General zu entdecken, und sich seines Raths zu bedienen, aber dann beschloß er wieder, sich zuvor von den Gesinnungen seiner vermeinten Eleonore zu überzeugen; dieser letzte Entschluß behielt die Oberhand, und er reis'te nach ein Paar Tagen zum Förster Hilkur. Heute nahm er sich vor, den Prozeß bey Eleonoren wo möglich zu beendigen, und hatte daher die

schrift-

schriftlichen Dokumente ihrer ihm versicherten Gegenliebe zu sich gesteckt; so wohl gerüstet trat er in's Haus des Försters.

Wilhelmine war mit ihrer jüngsten Schwester nur ganz allein zu Hause, sie erschrak nicht wenig bey des Grafen Eintritt in's Zimmer, es zu verlassen hielt sie nicht der Höflichkeit gemäß: Ich bedaure Herr Graf, sagte sie, daß mein Vater für heute nicht die Ehre Ihres Besuchs genießen kann, denn er ist vor ein Paar Stunden nebst meinem Bruder zum Amtmann Rund gefahren.

Graf. Es hat nichts zu sagen, im Gegentheil ist es mir sehr lieb, daß mir die Gelegenheit so erwünscht kommt, um Sie allein sprechen zu können.

Wilhelmine verbeugte sich.

Graf. Mademoiselle ich kann nicht ehr ruhig und glücklich seyn; bevor ich mich nicht von der Fortdauer Ihrer Liebe hinlänglich überzeugt habe, sollte ich wohl so unglücklich seyn, diese verlohren zu haben, welche sie mir so oft in Ihren Briefen versicherten?

Wilhelmine. Mein Herr Graf, ich würde es nie wagen, ein so übel angebrachtes Geständ-

ständniß Ihnen zu versichern, so lange ich noch vermögend bin zu bedenken, wer Sie sind, und was ich bin: es muß also ein Irrthum hier vorgehen.

Graf. Ein Irrthum? Unmöglich! Ich müßte sonst Eleonoren Forwein, den Engel, nicht kennen.

Wilhelmine. Also Eleonore Forwein? — Ich heiße Wilhelmine.

Graf. Sind Sie nicht Eleonore, die mir diese Briefe aus dem Kloster geschrieben? (er zeigt ihr die Briefe.)

Wilhelmine. (Nachdem Sie die Briefe flüchtig durchgesehen hat.) Ich habe die Eleonore Forwein zu genau gekannt, als daß ich diese Briefe für ächt halten könnte. Bedenken Sie selbst Herr Graf, eine Person von 60 Jahren, die mit jedem Augenblick ihr Ende erwartete, und die als Nonne beständig einen unsträflichen Wandel führte, kann unmöglich die Verfasserin dieser Briefe seyn.

Graf. Himmel! wer sollte so niederträchtig gewesen seyn, um mich auf diese Art zu hintergehen?

Wil-

Wilhelmine. Wie es die natürlichen Umstände beweisen, so sind Sie hintergangen, und ich hoffe, daß Sie so gerecht denken werden, mich von allem Verdacht, der überdem ganz wider die Würde der Anständigkeit streitet, völlig loszusprechen.

Graf. Mademoiselle ich sehe, man hat mich hintergangen, schändlich hintergangen, und ich will nicht ehr ruhen, bis ich den Urheber dieses Betruges entdeckt habe. Ich kann mich aber nicht ehr von Ihnen trennen, bis Sie mir meinen Irrthum verzeihen.

Wilhelmine. Ich bin zu weit davon entfernt, als daß der Trug dieser Welt eine nachtheilige Wirkung auf mich machen sollte; Sie handelten nur nach der Schein-Wahrheit dieses Betruges.

Graf. Ich kann meiner Leidenschaft nicht mehr gebieten, ich muß Ihnen gestehen, ich liebe Sie. Bey dem ersten Anblick in der Kirche liebte ich Sie, und nie werd ich diese Liebe aus dem Herzen verbannen können.

Wilhelmine. Mein Herr Graf, Sie werden die Gnade haben, und mich mit so etwas

verschonen, welches weder mit Ihrem Stande, noch mit meiner Ehre bestehen kann.

Graf. O was ist Stand, was ist Würde ohne Glück, ohne Ruhe? Eine wahre Erdenlast. Ich würde mit Haß und Widerwillen diese Erdengüter betrachten, wenn Sie mir in Rücksicht dieser, Ihre Liebe versagen.

Wilhelmine. Sie vergessen Herr Graf, daß ich eine arme Person bin, die diese Ihre Rede nur als eine Unterhaltung aufnehmen kann, welche Sie zu wählen belieben; aber erlauben Sie mir zu sagen, ich liebe diese Unterhaltung nicht.

Graf. Bey allem was heilig ist, versichere ich, ich spreche so, wie ich auch handeln will.

Wilhelmine. Weder in diese Sprache noch in Ihre Handlungen werd ich je willigen.

Graf. O dann machen Sie mich auf zeitlebens unglücklich.

Wilhelmine. Es würde mir leid thun, an jemandes Unglück schuld zu seyn, aber ich bin völlig beruhiget, wenn ich nach den Regeln der Vernunft handle.

Graf. Beste gütige Person, ich kann nicht mit meiner Bitte ablassen! Sollte wohl eine so

herr-

herrliche Gestalt, eine so sanfte Miene, ein unerbittliches Herz verbergen? O nein! ehr kann ein Engel trügen. Sagen Sie, durch was kann ich Ihre Liebe gewinnen, alles will ich aufopfern, alles für Sie thun, nur lassen Sie sich erbitten.

Wilhelmine. Sie zwingen mich Herr Graf, so zu handeln, wie ich es nicht wünsche. Ohne alle Zurückhaltung sag ich Ihnen jetzt, ich kann in Ihr Begehren nicht willigen.

Graf. Und warum nicht?

Wilhelmine. Ich bin viel zu geringe für die rechtschaffnen Absichten eines Grafen, und viel zu erhaben für das Gegentheil.

Graf. Meine Absichten sind rechtschaffen, und noch nie hat mich ein Gedanke an das Gegentheil erniedriget.

Wilhelmine. O verschonen Sie mich mit dieser Sprache, ich bitte Sie recht sehr darum.

Graf. Gott! nun soll auf einmal all mein gehofftes Glück, alle meine seligen Tage auf immer für die Zukunft verlohren seyn? O Wilhelmine seyn Sie gütig. Oft wenn ich Sie so andächtig in der Kirche sah, flehte ich zur Vorsicht: Gieb mir gütiger Himmel das Mädchen

chen zum Weibe, und Hoffnung machte mich der Erhörung gewiß: lassen Sie mich nicht die Vorsicht ungerecht und unerbittlich schelten.

Wilhelmine. Herr Graf, haben Sie einige Liebe für mich; so seyn Sie so gütig, und überlassen Sie mich meinem jetzigen Stande, in dem ich Ruhe und Zufriedenheit genieße. Ich kenne mich zu genau, als daß ich mir die Kräfte zutrauen sollte, um ganz die Würde Ihrer Gattin füllen zu können.

Graf. Schenken Sie mir Ihre Liebe, und Sie füllen Sie so, wie ich es wünsche.

Wilhelmine. Wenn ich auch so schwach wäre, um in Ihr Anerbieten zu willigen; so kann ich es doch nicht mit Recht thun, denn ich will Ihr eignes Wohl hiebey besser beobachten, als Sie es thun. Ich will sie durch eine standhafte Verweigerung dessen, was Sie verlangen, den Vorwürfen der Welt entziehen, und Ihnen das kränkende Bewustseyn, gefehlt zu haben, für die Zukunft ersparen.

Graf. Die Vorwürfe der Welt achte ich nicht, nur Vorwürfe meines Vaters wären mir kränkend, und diese darf ich nicht befürchten, denn mein Vater willigt in diese Liebe. Als ich

den

den Tod der Eleonore Forwein erfuhr, und Sie verlohren zu haben dachte; so trauerte ich über mein unglückliches Schicksal: Tröste dich Ludwig, sagte der gütige Vater, sie hätte dein seyn sollen, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte. (Er faßt sie bey der Hand.) Wilhelmine, ist keine Hoffnung für mich?

Wilhelmine. O Herr Graf lassen Sie mich! — ich kann nicht. — —

Graf. Ich lasse Sie nicht beste Wilhelmine, Sie müssen meine Bitte erhören. O thun Sie es doch! Meine Liebe zu Ihnen ist ja nicht die erste hitzige Aufwallung einer Leidenschaft bey dem Anblick Ihrer Schönheit; es ist schon eine genau geprüfte Liebe: ich liebe Sie schon zu lange, als daß ich Ihnen nicht mit Gewißheit eine daurende und reine Liebe zusagen könnte.

Wilhelmine. Ich will Ihre Gesinnung gegen mich als rechtschaffen aufnehmen, aber erlauben Sie mir, daß ich hierüber noch einige Zeit nachdenken darf, bevor ich Ihnen hierauf etwas antworte.

Graf. (Der ihre Hand küßt.) Ich bin überzeugt, Sie werden gütig und liebevoll gegen mich handeln. Denken Sie, daß meine

Absichten aufrichtig seyn, und es auch bleiben werden. Nach einigen Tagen komm ich wieder, aber lassen Sie mich nicht vergebens auf das Glück Ihrer Liebe hoffen.

Hiemit trennte er sich von ihr, und fuhr nach Silberbau zurück.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Das Mädchen sieht aus hohen Fenstern, thut das Proverbium sagen. — Mein Gott, wer klettert denn nicht auf einen hohen Thurm, um eine schöne Aussicht zu genießen? — Wenn nur nicht der Kopf vom Schwindel ergriffen wird, und der Mensch hinunter purzelt, es ist doch immer was schönes, um eine hohe Aussicht. Die größten Berge scheinen da so klein, und die breitesten Flüsse zum Hinüberspringen geschickt. — Eine Brille dem Menschen, der seine Reise-Route auf einem Thurm zeichnet, damit er den Maaßstab etwas vergrößere. —

Sah auch einmal Berge für Heuhaufen, Ströme für Bächlein an, und blieb am ersten Berge stehen, konnte nicht hinüber — Heuhaufen und Bächlein wandelten sich in steile Berge

und reissende Ströme. — Halt jetzt nicht mehr viel von hohen Aussichten, — kuk immer aus niedrigen Fenstern, seh nur auf den Vorderprospekt, und weiß, was ich seh. —

Die Mädchen halten doch aber auch viel von einer hohen Aussicht. — Immerhin, — was kümmern sie die Berge und Flüsse, gehen selten allein dahin. — Warten da hübsch züchtiglich, bis einer sie zu dieser Promenade abholt, und ihnen den Arm bietet, und dieser Führer weiß sie gemeinhin schon so zu leiten, daß sie nicht Berge erklettern, noch Flüsse durchschwimmen dürfen. — Sie machen's klug die Mädchen. — —

Lernt aber lieben schönen Kinder euren Führer vorher gut kennen, wenn ihr angenehm promeniren wollt: eure Schuhe könnten sonst Wasser schöpfen, und eure Füße beym Klettern wund werden. Meyn's wahrhaftig gut, — seh's nicht gerne, wenn ein Mädchen den Schnupfen kriegt.

Mein Minchen, — ein gutes liebes Mädchen, ich wünsche, daß Sie sie näher kennen möchten, — hatte ihre Aeugelein an eine sehr begränzte Aussicht gewöhnet, denn aus einem Kloster kann man selten weit sehen, die Klostermauern

mauern sind gemeinhin so hoch, daß man nur das Kloster und ein Stückchen vom Himmel sehen kann: Daß sie sich aber nicht zur Promenade bequemen will, da ich ihr doch den Grafen, der wirklich einen sichern Führer für sie abgiebt, zuführe, das heißt ein wenig undankbar gegen mich handeln.

Ich meyn es wahrhaftig so gut und aufrichtig mit ihr, als wenn es meine leibliche Tochter wär. Sagen Sie es einmal selbst, meine schöne Leserin! war ich es nicht, der dem Grafen den Einfall gab, in die Kloster-Kirche zu gehen? Hab ich ihn nicht sogleich bey Minchens Anblick, wie der liebe Gott Amor, rasend verliebt gemacht? — Ich bitte ja eine recht steife Schnürbrust zu tragen, denn ich habe noch mehr Pfeile in meinem Köcher, und der Himmel leite Ihre Tritte und Schritte, daß Sie mir nicht in den Weg kommen, sonst könnte leicht ein Unglück passiren. — Bin ich's nicht gewesen, der ihr den Grafen bey Sturm und Wetter wieder zuführte, da er auf dem Punkt stand, sich mit der Gräfin Friderike zu vermählen? —

Und jetzt spielt sie so sehr die Spröde. Will mir nicht gefallen, ein Graf denk ich, wär doch

immer mitzunehmen, und er meynt es ja so rechtschaffen mit ihr. — Das wunderliche Mädchen! — Hätte ich ihr doch so eingeben können, was sie dem Grafen hätte antworten sollen, es würde ihr sicher nicht gereuen.

Was meynen Sie gütige Mademoiselle, wenn wir Wilhelminen, auf die Frage des Grafen: „Ist keine Hoffnung für mich„ ohngefehr so hätten antworten lassen. O bester der Menschen, du Krone der Männer, sey willkommen, tausendmal willkommen meinem Herzen! — Hiebey müßte sie ihn nothwendig umarmen, damit die Rede desto mehr Gewicht bekäme. —

Welche Wonne fühlt mein Herz, welche feurige Liebesglut strömt in allen meinen Adern, vom Kopfe bis in meinen kleinsten Zeh, bey dem himmlischen Gedanken: dich lieben, ehren, und anbeten zu können! — Nun muß an den Himmel gedacht werden, der immer in's Spiel kommt. — Gütiger Himmel! sieh das Feur der Liebe in meinem Herzen lodern! nimm dieses als das Feuer, welches dir zu Ehren auf meinem Altare des Dankes brennt! — Jetzt muß der Liebes-Eid von beyden Seiten abgelegt werden. — —

Duetto.	Der Graf. Wilhelmine.	Ich schwöre dir reine Treue, ewige Liebe, bey dem keuschen Monde, bey allen Fixsternen, Planeten, und bey den Schwänzen der Cometen. rc. rc. rc.

Ich glaube der Graf wär außer sich vor Freude gewesen, wenn Wilhelmine so gesprochen hätte.

Ach die aufgeklärte Erziehung ist wohl gut, aber was thut sie uns Romanschreibern nicht für heillosen Schaden! — Wie empfindsam war nicht die holde Jugend noch vor einem Dutzend Jahren.

Wo bleiben jetzt die Thränen, die man dem stillen Monde weinte, wo die herzbrechende Unterhaltung vom Girren der Tauben, vom klagenden Echo, wo bleibt der sanfte Tod der Liebe? Wie viel hundert Paar Pistolen werden jetzt weniger gebraucht, da man über den guten Werther spottet, wie viel Dutzend Taschen-Messer würden nicht Abgang finden, wenn man noch die Namen der Geliebten in die Rinde der Bäume verewigen möchte! O tempora o mores! —

Wo bleibt nun der schöne Stoff zu Romanen? — da kein Mensch mehr von Empfindeleyen was hören will. — Sollten Sie mich jetzt sehen, mein gütiger Leser und Leserin, ich schäume für Wuth über die aufgeklärten Zeiten, wie ein kompletter Orthodox. — Hartherziger wird die Jugend von Tage zu Tage. — Ja hartherziger.

Hat man das wohl je in der Chronik der Liebe gefunden, was ich in diesen Tagen leider erlebt habe. — Wie ich zittre, wenn ich daran denke — ich werde gleich erzehlen — erst muß ich aber ein Glas Wasser trinken. ——

Vorgestern war ich in einer Gesellschaft, wo viele junge Damen und Herren waren. Ach das Herz blutete mir, da ich als ein großer Romanen-Orthodox zu meinem Herzeleid sehen mußte, wie frey die jungen Leute mit einander umgingen und mit einander sprachen. Da gab's keine schmachtenden Blicke, keine knallenden Seufzer, kein O ihr Götter, kein Hinknien vor einer Schönen! — Du lieber Gott! sie sprachen so ordentlich und gesetzt mit einander, als wären alle generis communis gewesen. Tempora mutantur, et nos mutantur in illis!

Aber das ist noch nicht alles, nun kommt noch das schrecklichste. Wie ich nun da so verwundert stehe, und über das Unempfindsame der neuen Welt seufze; so erblickt' ich einen Jüngling, der einsam in einem Winkel saß, und eine Thräne verborgen abtrocknete, dabey seufzte er so inbrünstig, daß es eine rechte Lust war, ihn seufzen zu hören. — „Ha die Zahl der rechtgläubigen „Liebhaber ist doch noch nicht gänzlich ausgestorben,„ dachte ich, und ging auf diesen empfindsamen Leidenden zu. „Mann mit der leidenden „Miene, redete ich ihn an, traue mir deinen „Schmerz, vielleicht daß ich ihn zu lindern „vermag!„

Er ergrif meine Hand, stand vom Stuhl auf und trat mit mir an's Fenster.

Ach Freund, sagte er, kein Sterblicher vermag mein Leiden zu mildern, nur der Tod allein. — Denn ach, die Angebetete meines Herzens, die himmlischschöne Phillis ist taub gegen mein Flehen, was sag ich taub, sie ist grausam.

Heil der Dichter-Welt, daß es doch noch grausame Schönen giebt!

Wir eilten, ob es gleich tiefer Schnee war, in den nahen Garten, denn hier giebts ein herrliches Echo. Nun fingen wir unser jämmerliches Klagelied an, und das Echo war so mitleidig und ächzte das Rezitativ her. Aber ach! unempfindsame Menschen ließen uns auch nicht einmal diesen Trost, eine Menge Bauern, die unser Klaglied für Wölfegeheul hielten, kamen mit Knitteln auf uns zu und störten uns in unserer Andacht. Wir kehrten in die Stube zurück, aber ach, welches Unglück wartete unser bey unserer Zurückkunft in der Stube. Die grausame Phillis stand ganz allein im Nebenzimmer, mein schmachtender Coridon nahm das Tempo wahr, eilte ins Zimmer, und stürzte sich zu ihren Füssen. „Ha Grausame, geben Sie mir den Tod, „wenn Sie mir nicht Ihr Herz geben wollen!„ rief er aus.

Ach meine schöne Leserin, können Sie es wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß — daß, ja daß die Phillis — lachte, laut lachte. O die Verstockte! bey dem Fußfall, bey der Verzweiflung eines liebenden Jünglings zu lachen, wo ist das wohl erhört? —

Ja sie lachte, lief fort und erzehlte es ihren Freundinnen, und da — da kamen sie alle mit Stecknadeln über den verliebten Coridon, und pickten und stachen ihn so, so sehr, daß er aus der Stube laufen mußte. Ich wollte ihn vertheidigen, aber da kam ich schön an, die jungen Herrn nahmen mich bey'm Arm und warfen mich zur Stube hinaus. Nun blieb uns beyden Vertriebenen kein anderer Trost übrig, als unser Klagelied in dem Garten weiter fort zu setzen. Wir stimmten aber ein ganz neues Klage-Lied an, wir klagten dem Echo nicht über die grausame Phillis etwas vor, sondern wir heulten und schrien über die aufgeklärten Zeiten.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Nun da haben wir's! Wilhelmine hat mir auf einmal mein ganzes Concept verrückt, jetzt ist an keine Vereinigung mit dem Grafen mehr zu denken. Stellen Sie sich nur vor! sie schreibt während der Zeit, daß ich Ihnen da was vorplaudere, dem Grafen eine abschlägliche Antwort, die ihm auf einmal alle fernere Hoffnung benehmen muß.

Hören Sie doch ums Himmelswillen, meine werthen Leser und Leserinnen, wie trocken und gleichgültig das Mädchen einem Grafen antwortet.

Da ich Ihnen Herr Graf, eine Antwort schuldig blieb; so erhalten Sie diese durch gegenwärtiges Billet. Ich finde mein Herz noch immer gegen die Reitze Ihres Anerbietens gleichgültig, und es beständig so zu erhalten, wird meine wichtigste Beschäftigung seyn.

Wilhelmine.

Was ist mit einer solchen Spröden weiter anzufangen? wenn ich Silberbau wäre, ich wollte von nun an ganz für Frideriken leben.

Die arme Gräfin weiß gar nicht, woran sie ist. Schon sind's bald zwey Wochen, daß der Graf fort ist, und noch immer will er sich nicht wieder sehen lassen; wenn er doch zum wenigsten einmal an sie schreiben möchte, aber auch das thut er nicht. Sie ist einmal Braut, und als solche macht sie sich keinen Gewissens-Skrupel daraus, an den Grafen zu schreiben.

Der Brief kam an, als der junge Graf wieder nach des Försters Wohnung geritten war.

Sein

Sein Vater gedachte ihn recht angenehm bey seiner Rückkunft zu überraschen, und eilte ihm mit dem Briefe entgegen. Ludwig, deine Braut hat dir geschrieben, rief er seinem Sohne schon von ferne zu.

So, sagte Ludwig, nahm den Brief, und steckte ihn in die Tasche.

„Willst du ihn nicht eröffnen, vielleicht daß eine baldige Antwort nöthig ist.

Es ist ja noch Zeit lieber Vater, die Post geht erst morgen ab.

Nun die Gräfin hat sich was schönes gewählt, sagte der General, wenn du immer so gleichgültig denkst; so bedaure ich sie wirklich.

Friderike schrieb an ihn in dem Ton einer Person, die sich von demjenigen eifrig geliebt zu werden glaubt, an den sie schreibt, und bat ihn, bald wieder nach P zu kommen.

Silberbau suchte alles mögliche hervor, um sein Wegbleiben einigermaßen zu entschuldigen, da mußten Verkältung, Zähnschmerzen und Kopfschmerzen tapfer herhalten, unter andern sagte er auch in seinem Briefe an die Gräfin, daß der Schreck bey dem Anfall des Räubers im Walde

sehr

sehr viel zur Zerrüttung seiner Gesundheit beygetragen habe.

Der Gedanke an das Versprechen, das er ihr gethan hatte, beunruhigte ihn jetzt immer mehr und mehr, einigemal war er schon willens, sie zu bitten, ihn von seinem Versprechen loszulassen, aber er fürchtete dadurch seinen Vater zu erzürnen, am sichersten glaubte er sie von seiner Gleichgültigkeit zu überzeugen, wenn er so lang als möglich seine Zurückkunft nach P verzögere.

Jetzt waren schon zwey Wochen verflossen, und Silberbau hatte Wilhelminen nicht ein einzigesmal zu sehen bekommen, denn sie benahm ihm alle Gelegenheit dazu. Kam er zum Förster, so hieß es, Wilhelmine sey nicht zu Hause; war sie auch zu Hause, so war sie für den Grafen krank, und konnte sich also nicht sehen lassen.

Das ist denn wiederum ein rechtes Kreuz, wie man den kleinen Starrsinn zur raison bringen soll, ich habe beynah schon ein Dutzend Federn zernagt, und kann, und kann dem Grafen nicht helfen. Hem m m m! Da fällt mir was ein — das geht, — ja freylich geht das! —— Denn was ist wohl leichter, als ein Paar Räu-

ber in das Haus des Försters zu bringen, zu einer Zeit, wenn nämlich der Förster nicht zu Hause ist. Das Haus liegt ja noch überdem an einem Walde — und über die herrliche Gruppe ging wirklich nichts:

Wilhelmine nämlich halb todt auf einem Stuhl, ihre zarten Hände kreuzweis über einander gebunden, die kleine Lotte jammernd zu ihren Füßen, und die Räuber in voller Arbeit, um Kisten und Kasten zu erbrechen — Nun auf einmal den Grafen als einen Schutzengel hinzu geführt, der mit Degen und Pistolen die Räuber zum Hause hinausjagt, und Wilhelminen von ihren Fesseln befreyt. — Wilhelmine würde dann gewiß ihrem Erretter mit Freuden die Hand geben. — — Hem m m m — — geht nicht — nein, fort damit — — Minchen könnte sich zu sehr erschrecken, das Fieber kriegen, und sterben, — — da hätt ich denn was rechts gemacht. — Aber, was ist bey dem allen zu thun? man muß aufpassen um ein Hülfsmittel zu erwischen. — — Holla, da seh ich Minchen so alle Abend etwas in ein Taschenbuch schreiben, wenn man das doch so erhaschen könnte, vielleicht würde man darinn so was finden, das

nach

nach Liebe klingt. Aber der liebe Himmel weiß es, wo sie das Buch des Nachts versteckt, denn des Tages läßt sie es nicht aus ihren Händen.

Nun sollen Sie einmal sehen, meine hochgeehrten Leser und Leserinnen, was ein Autor für Beutelschneider-Künste versteht.

Wer hat Lust zu wetten, daß ich es machen werde, um dem Grafen das Taschenbuch in die Hände zu spielen. — — Nun will keiner? — Es umsonst zu thun, laß ich wohl bleiben, es hat mir viel Geld gekostet, ehe ich's gelernet habe. Ich fahre also weiter fort, ohne mich zu bekümmern, ob der Graf das Taschenbuch bekommt oder nicht, das ist mir alles gleichviel. —

An einem der ersten schönen Tage des kommenden Frühlings ritt der Graf zu Wilhelminen, wäre sein Geist nicht immer eine gute Strecke vor ihm her galopirt; so hätte der Graf bemerkt, daß es ein schöner Frühlingstag war, aber nun ritt er schnell und unaufmerksam durch die auflebende Natur. Schon sah er von ferne Minchens Wohnung, damit sie ihn aber nicht von weitem erblicke, und sich nachher verleugnen lasse; so nahm er einen kleinen Umweg durch den Wald, um unbemerkt in den Hof zu kommen. Eben

als er aus dem Walde reiten wollte; bemerkte er, daß Wilhelmine mit ihrer kleinen Schwester nach dem Walde zukam, schnell kehrte er um, ritt eine Strecke zurück, und band sein Pferd seitwärts im Gebüsch an einen Baum, jetzt schlich er leisen Trittes, um Minchen zu beobachten. Diese wählte einen Fußsteig und verlohr sich bald dem Auge des Grafen; kurze Zeit nachher betrat der Graf auch diesen Fußsteig, und fand, o welche Freude! Wilhelminens verlohrnes Schnupftuch, in welches ein Taschenbuch gewickelt war, flugs sprang er damit in's Gebüsch, und sah nach, was dieses Taschenbuch enthalte. Er fand einige Aufsätze, welche nach dem Dato geordnet waren.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Am dritten März.

Es war doch nicht billig, daß er mich so erschreckte, und mir die Hand küßte, er schien mir in dem Augenblick vergessen zu haben, wer er sey.

Wer sollte wohl bey diesem so wohl gesitteten Mann solche Seelen-Schwäche vermuthen,

und doch war's Schwachheit, große Schwachheit, daß er mich durch solche verkehrte Reden ängstigte.

Am neunten März.

War es Liebe, reine Liebe
Was sein Mund mir heut' gestand?
O noch weiß ich nichts von Liebe,
Fühle nicht ihr Zauberband.
Schlummre ruhig hier im Busen
Nie geweckte Leidenschaft:
Dann wohnt Ruh in diesem Busen
Und ich spott der Liebes-Kraft.

Am zwölften März.

Wehe dem Mädchen, das sich einem gefährlichen Manne zum Hofmeister aufdringt, ihre Lehren finden keinen Eingang in Mannes-Herz: durch Nachsicht und Nachgeben können wir nur Männer bessern, aber nicht durch Härte. — Es würde mir doch leid thun, wenn ich ihm Kummer verursachte, mein Vater will bemerkt haben, daß ihn Gram abhärme. — Kann ich aber wohl anders gegen ihn handeln, wenn ich tadelfrey handeln will? — Warum wählt seine Liebe nicht in den Schranken seines Standes?

aber ich glaube, hier finden keine Scheidewände statt. — Warum gefällt mir denn der Graf, da er mir doch nicht gefallen sollte? — Nicht gefallen? — Soll ich ihn hassen? — Pfuy, wer wird so was denken, er ist ja so lie — — (Hier fehlte etwas, vermuthlich erschrack Minchen, da sie liebenswürdig hinschreiben wollte.)

Schlummre ruhig hier im Busen
Nie geweckte Leidenschaft
Dann wohnt Ruh in diesem Busen.

Am vier und zwanzigsten März.

Er bleibt doch lange weg. — Wohl mir, es ist geglückt! — er vergißt — mich. — Aber er sollte doch nicht alles so genau aufnehmen, was ich ihm sagte, ich that ja nur meine Pflicht. — Ob er wohl wiederkommen wird? — Mag er kommen! mein Herz ist ja beruhiget. — Beruhiget? — Leider nur Einbildung — ach ich fürchte, ich zittre für dieses Herz.

Ich handelte zu hart gegen ihn, er liebt mich ja, warum that ich's denn? — Liebe heischt Gegenliebe, und nicht Härte. O Mutter, Mutter du bist hin! Wer rathet mir jetzt. Wer meinem schwachen Herzen? —

Am

Am sechs und zwanzigsten März.

Warum denk ich so oft an ihn? — Ich hab's mir ja ernstlich vorgenommen, nicht an ihn zu denken, aber er fällt mir immer ein, selbst bey meinem Gebet kann ich ihn nicht aus meinen Gedanken verbannen, und ich fühle solche Unruhe, das er nicht wiederkommt. Wenn ich ihn beleidigt hätte, — o er verdient keine Beleidigung, er bat ja so bescheiden, so rührend, und ich — ich blieb — hart. — O verzeih! verzeih dem schwachen Mädchen, daß sie fehlte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Wirkung des gefundenen Taschenbuchs ist für den Grafen, für Wilhelminen und für mich außerordentlich vortheilhaft.

Der Vortheil für den Grafen liegt offenbar vor den Augen, und braucht keine weitere Erörterung.

Minchens Vortheil besteht darinn, daß sie jetzt wohl Frau Gräfin werden wird.

Und mein Vortheil besteht vorzüglich darinn, daß die Geschichte mir jetzt flink von der Hand gehen wird.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Finis coronat opus. *)

Hab jetzt große Lust, der Welt zu demonstriren, daß beynahe jeder Romanenfabrikant sich durch sein Werk einen Ehrenkranz verschafft.

Camelen tragen große Last,
Das Kränzlein ziert den Hochzeitsgast.

Dieses wird durch die Fiebel den Kindern beygebracht, vernünftige Leute bringen den Kindern keine Unwahrheit bey. Der Fiebelmacher war ein vernünftiger Mann, weil er eine Fiebel machen konnte; folglich muß es Wahrheit seyn, daß das Kränzlein einen Hochzeitsgast ziert.

Das

*) Der gütige Leser wird verzeihen, daß ich öfters solche lateinische Brosamen in meine Geschichte streue. Es geschieht nur allein, um dem Herrn Magister Zyceromemunus zu gefallen. Der alte Mann — denn daß er sehr alt sey, können Sie daraus urtheilen, weil er gründlich Latein versteht — klagt sehr über den Verfall der lateinischen Sprache: da ich ihm einige Verbindlichkeiten schuldig bin; so suche ich, so viel als ich vom Latein versteh, hier einzuflicken, um des Herrn Magisters Lieblingssprache wiederum in Aufnahme zu bringen.

Das Kränzlein trägt der Hochzeitsgast dem Brautpaar zu Ehren. — Daher ist denn der Hochzeitskranz ein Ehrenkranz.

Wer eine gute Ehe stiftet, verdient Dank; aus Dankbarkeit wird man ihn auch zur Hochzeit bitten; nun findet man am Ende der mehresten Romane, immer eine glückliche Ehestiftung, — denn die Romanen-Dichter sind die größten Kuppler. — Der Urheber dieser Ehestiftung ist der Romanenfabrikant, aus Dankbarkeit bittet man ihn zur Hochzeit, als Hochzeitsgast trägt er ein Kränzlein, — es ist aber bewiesen, daß ein Hochzeitskranz ein Ehrenkranz sey.

Ergo verschafft sich ein Romanenfabrikant durch sein Werk einen Ehrenkranz.

Ha ha ha! wie einem das durch den Kopf fährt, ein Ehrenkranz, ich mache ihn mir von Lorbeerzweigen — und ein Lorbeerkranz um mein Haupt! — Platz da! — macht Platz ihr Sterblichen! — ein Unsterblicher geht vorüber.

Es ist doch was herrliches, wenn man so richtig demonstriren kann, es liegt einem alles so klar da, man darf nur darnach greifen. — Das hab ich auch gethan, ich grif und ergrif

einen Lorbeerkranz, den mir mein Bedienter brachte — für 6 Pfennige, die ich ihm dazu gab, hat er mir einen recht schönen Kranz verschafft. — Nun dachte ich mir schon im Geiste meine Büste mit einem Lorbeerkranz in einer gelehrten Gesellschaft aufgestellt, ich wollte daher gerne sehen, wie das aussehen würde, ein Perückenklotz, auf dem eben eine Perücke hing, vertrat ganz passend die Stelle meiner Büste, ich wand um die Perücke den Lorbeerkranz, —— und seitdem weiß ich ganz deutlich, was für eine Figur meine Büste machen wird. — Ha ha ha! ganz die Figur eines Perückenklotzes.

Anmerkung. Die gütigen Leser werden gebeten, dieses Kapitel noch einmal bey dem Ende des Buches durch zu lesen, das Finis coronat opus wegzustreichen, und am Ende hinzuschreiben, was einem jeden beliebt.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

O Wilhelmine wo bist du? rief der Graf, nachdem er den Inhalt des Taschenbuches gelesen hatte, und eilte nach der Gegend zu, wo Minchen war.

Schon hatte er eine Zeitlang den Fußsteig verfolgt, als er Wilhelminen in der Ferne erblickte. Sie ging langsam, blickte beständig zur Erde, und schien etwas zu suchen: was sie eigentlich suchte, weiß ich nicht. Ehe sie noch ihren zur Erde gesenkten Blick erhob, so stand schon der Graf vor ihr. „O bestes aller Mädchen, als „so wollen Sie mich erhören?„ sagte er zu ihr.

Wilhelmine fuhr mit einem lauten Schrey zurück.

Graf. Verzeihen Sie, daß ich Sie erschreckt habe, aber die Sache ist für mich zu wichtig, als daß ich nur einen Augenblick hätte zaudern können: Also wollen Sie endlich meiner Bitte mitleidiges Gehör geben?

Wilhelmine. Ich glaube Herr Graf, daß ich Sie hinlänglich von meiner Gesinnung in diesem Punkte unterrichtet habe.

Graf. Dank, Dank gütiges Minchen, daß Sie mich von Ihren Gesinnungen so richtig überzeugt haben. (Er zeigt ihr das gefundene Taschen-Buch.) Können Sie wohl diesen unpartheyischen Zeugen Ihrer Gesinnungen verwerfen?

Wilhelmine. (äußerst verlegen.) Ach Herr Graf, warum thaten Sie das?

Graf. O Wilhelmine! das Glück scheint mir günstiger zu seyn, als Sie es seyn wollen. — Sie können mich also lieben? Gestehen Sie es mir, warum wollen Sie mir noch länger dieses selige Geständniß entziehen? —

Wilhelmine. Sie machen mich unglücklich Herr Graf!

Graf. Bestes Mädchen, wie können Sie eine so reine Liebe für Unglück achten?

Wilhelmine. Und doch ist Sie Unglück für mich Arme.

Graf. Bey Ihrem mir so theuern Leben versichre ich Ihnen, sie soll Glück, daurendes Glück Ihnen werden.

Wilhelmine. O geben Sie mir das Buch zurück, es enthält nur Beweise von der Schwäche meines Herzens.

Graf. Nimmer und ewig nicht, laß ich es aus meinen Händen, ihm allein hab ich das Bewußtseyn meines Glücks zu verdanken.

Wilhelmine. Ich widerrufe alles, verwerfe alles, als Schwäche meines Verstandes.

Graf. Und ich werde das, was ich gelesen habe, beständig als erhabene Züge Ihres Geistes, Ihrer Großmuth betrachten.

Wilhelmine. O Gott! was hab ich gethan? — Wohin führt mich meine Unvorsichtigkeit.?

Graf. In meine Arme, an dieses Herz, das ohne Wilhelminen nie glücklich seyn kann. (er umarmt sie.)

Wilhelmine. O Herr Graf ich bitte Sie, ich fleh Sie um die Gnade an, mich meinem Stande nicht zu entreissen, in welchem ich bis jezt Ruhe und Zufriedenheit fand.

Graf. Ihr künftiger Stand soll dem gegenwärtigen an Ruhe und Zufriedenheit gleich seyn; gestehen Sie mir Ihre Liebe, und ich will Sie bald überzeugen, daß ich nichts falsches versichre.

Wilhelmine. Und dann meine Armuth, meine geringe Person, o hören Sie auf, hören Sie auf! Ihr Anerbiethen verliehrt seine Gültigkeit.

Graf. Sie sind zu reich, zu vornehm für meine Liebe. Sie wollen also mein seyn, ewig die Meinige?

Wilhelmine in des Grafen Arm, schwieg lange still, ihr Auge blickte zur Erde, jetzt erhob sie es langsam, blickte von der Seite den Grafen an. „Was soll ich thun? — Ich hab mich „einmal schon verrathen. Nehmen Sie Herr Graf das arme Mädchen, machen Sie es glücklich oder unglücklich, jetzt bin ich ganz in Ihrer Gewalt.

Graf. (Der Wilhelminen zärtlich an seine Brust drückt.) O bestes göttlichschönes Mädchen, du bist also mein, mein wirst du seyn, und mein auch immer bleiben. Mein Glück soll das Deinige seyn, dein Unglück nur allein das Meinige.

Wilhelmine. Seliger Geist meiner Mutter, blicke herab auf Wilhelminen, fehlt sie, so zürne nicht, sie handelt ja nur als Mensch.

Graf. Dieser verklärte Geist soll Rache des Himmels und marternde Strafe für mich vom Schicksal heischen, wenn ich dich Wilhelmine unglücklich mache.

Wilhelmine. Noch kann ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, Sie den Meinigen zu nennen, er ist noch fremd diesem Herzen, und

wan=

wandelt mir das Geschehene nur noch in einen angenehmen Traum.

Graf. Denken Sie sich den glücklichen Grafen Silberbau für beständig als den Ihrigen, und der Traum wird der Wirklichkeit Platz machen.

Der Graf führte Minchen nach Hause. Unterwegens sprach sie ein Bettler um eine Gabe an: „Seyd ihr noch nicht zu euren Kindern zu„rückgekehrt? fragte ihn der Graf, ich hab euch „ja schon lange in dieser Gegend gesehen.

Ach gnädiger Herr Graf, erwiederte der Bettler, mein Weib und Kinder sind mir nachgekommen, die gesammelten Allmosen sind bereits verzehret, und wir müssen jetzt um einen Reisepfennig betteln. Der Graf ertheilte ihm eine Gabe, und der Bettler schied unter vielen Danksagungen von ihnen.

Dieser Bettler war ein verkleideter Spion des Baron Fangsatz. Der Baron hatte noch nicht gänzlich seine Hoffnung auf Frideriken verlohren; das lange Wegbleiben des Grafen von P flöß'te ihm wieder Muth ein, um aber den Grund dieses Wegbleibens zu erfahren; bediente

er sich einiger Kundschafter, die des Grafen Handlungen genau beobachten mußten.

Nachdem der Graf seine Wilhelmine nach Hause begleitet hatte; nahm er mit allen den Formalitäten eines erhörten Liebhabers von ihr Abschied, und eilte nach der Gegend des Waldes, wo sein Pferd stand. — Das wär ein schöner Spaß, wenn sich der Bettler des Pferdes bedient hätte, — mir wird wirklich bange — für diesesmal ist meine Furcht ungegründet, denn der Graf fand noch sein Pferd auf der nämlichen Stelle angebunden, er lenkte es also wieder auf die Landstraße, überließ sich ganz seinen wonnevollen Gedanken, und das Pferd, des Weges kundig, trug ihn ohne alle Leitung nach Hause.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Sechs Wochen waren schon verflossen, und der General hoffte von Tage zu Tage, daß sein Herr Sohn nach P zurückkehren würde. Aber was hätte wohl der Herr Sohn in P machen sollen, sein Liebchen war ja auf dem Lande. Studiren. — Warum nicht gar. — Er hatte jetzt so viel

Kopfbrechen, um zu ergründen, ob der Liebhaber in der Liebe stecke, oder die Liebe im Liebhaber, als daß er noch an's Studiren denken sollte.

Zu Friderikken zurückkehren? — Ach die hab ich schon vergessen, was wird denn der Graf noch an sie denken.

Einigemal als der General seinen Sohn zur Rede stellte, warum er so lange von seiner Braut wegbleibe, und nicht nach P reise, antwortete dieser, daß eine schriftliche Unterhaltung mit seiner Braut, ihm so lieb als eine mündliche sey, die Briefe, die er jetzt von ihr erhalte, werde er noch in den spätesten Jahren des Ehestandes mit eben dem Vergnügen lesen, als er sie jetzt löse, und damit er sich recht oft dieses Vergnügen verschaffen könne; so gedenke er eine recht lange Zeit von Friderikken entfernt zu bleiben, um desto mehr Briefe von ihr zu sammeln.

Der Graf schüttelte den Kopf und dachte, das geht nicht mit Recht zu.

Ich schüttle den Kopf, und weiß es recht gut, wie es zugeht.

Die Gräfin Friderike mag sich doch aber über das lange Wegbleiben des Grafen sehr wundern?

Freylich, das können Sie sich leicht denken. Sie zerbricht sich Tag und Nacht den Kopf, um eine Ursache zu ergründen, welche an diesem Wegbleiben schuld seyn könnte.

Ich kann wahrhaftig die gute Gräfin nicht länger in Ungewißheit lassen, denn wenn es nur erst wiederum bekannt werden wird, daß Silberbau seine Absichten auf die Gräfin habe fahren lassen; so werden sich schon wieder Freyer genug einfinden.

Ich muß sehen, daß ich ihr ein anonymes Billet bey Gelegenheit einhändigen lasse.

Da kommt ja des Grafen L Bedienter wie gerufen, dem geb ich das Billet, und damit pack ich mich meiner Wege. — — So! nun ist's abgegeben.

Die Gräfin erbrach das Billet, und las dessen Inhalt, der also lautete.

Gnädige Gräfin!

Ihre Liebe und Zuneigung zum Grafen Silberbau ist bekannt. Sie werden von jedermann, der Sie kennt, als eine liebenswürdige Person geschätzt, aber auch bedauert; verwundern Sie sich daher nicht, daß ein Fremder so frey ist,

Ihnen über eine Sache, die Ihr künftiges Wohl betrift, die Augen zu öffnen.

Graf Silberbau wird von Ihnen geliebt, und für treu gehalten; ob er Ihre Liebe noch ferner verdient, davon können Sie sich selbst überzeugen.

Ich habe gehört, daß Sie zu Ihrer Tante nach Wildburg fahren werden, besuchen Sie auf dieser Reise das Haus des Försters Hilkur, welches Sie vorbey fahren müssen, und erkennen Sie in Wilhelminen, der Tochter des Försters, Ihre Nebenbuhlerin.

Der Gräfin war zu viel an einer sichern Ueberzeugung wegen der Wahrheit dieser Nachricht gelegen, als daß sie lange gezögert hätte, um sich davon zu überzeugen: sie beschleunigte daher ihre Reise zur Tante, und ließ sich, als sie an das Haus des Försters kam, bey Wilhelminen melden. Wilhelmine kam heraus, und trat an den Wagen. Gleich bey dem ersten Anblick erkannte die Gräfin, daß diese Person keine andere als die Kloster-Schöne sey; sie mußte alles anwenden, um ihre Verwunderung zu verbergen, denn sie konnte gar nicht begreifen, wie

dieses Mädchen wiederum zum Vorschein käme, da man ihr doch für gewiß gesagt hatte, daß sie todt sey; endlich faßte sie sich wiederum, und bat Wilhelminen um die Gefälligkeit, sie allein sprechen zu können. Der Förster war nicht zu Hause. Beyde gingen darauf in ein abgelegnes Zimmer.

Mademoiselle, redete die Gräfin Wilhelminen an, ich sehe mich genöthiget, eines Umstandes wegen zu Ihnen zu kommen. Verzeihen Sie mir also, daß ich Sie frage, kennen Sie den jungen Grafen Silberbau?

Wilhelmine erblaßte, und konnte kaum ein leises ja hervorbringen.

Gräfin. Ist es schon lange her, daß Sie ihn kennen?

Wilhelmine. Noch nicht lange.

Gräfin. Man sagt der Graf kommt oft zu Ihnen.

Wilhelmine. Bisweilen, — — aber ich weiß nicht. — —

Gräfin. Erlauben Sie mir, daß ich noch einige Fragen thun darf, nachher können Sie mich fragen, und ich will Ihnen getreu antworten. Also nur noch eine Frage, liebe Mademoi-

moi-

moiselle. (sie faßt sie bey der Hand.) Aber versagen Sie mir darauf nicht eine richtige Antwort. Versprechen Sie mir dieses? ——

Wilhelmine. Recht gerne.

Gräfin. Liebt Sie der Graf.

Wilhelmine. Ach gnädige Gräfin! ersparen Sie mir die Antwort.

Gräfin. Er liebt Sie also? Ha der Ungetreue! — Nun so hören Sie denn Mademoiselle! er liebt mich auch, versprach mich ewig zu lieben, betheuerte es mit den kräftigsten Versicherungen, und jetzt, jetzt liebt er eine andere.

Wilhelmine. Jesus Maria ist's möglich!

Gräfin. Was versprach er Ihnen? O reden Sie, bestes Mädchen, verschweigen Sie mir nichts.

Wilhelmine. O ich Unglückselige! warum folgte ich nicht der Warnung meines Herzens? Er versprach mir alles das, was er Ihnen versprochen hat, versicherte mir, sich bald mit mir zu verbinden.

Gräfin. Und hoffen Sie auch noch etwas von der Versicherung eines Treulosen.

Wilhelmine. Gütiger Gott! er kann mich so kränken, mich, die ich ihn nie beleidigte?

Gräfin. Was wollen Sie jetzt thun?

Wilhelmine. Ihm entsagen, auf ewig entsagen, und den Himmel um Verzeihung meiner Thorheit anflehen.

Gräfin. (umarmt sie.) Bestes gutes Mädchen, Sie wollen das thun? Aber werden Sie es auch können?

Wilhelmine. (mit Thränen in den Augen.) Ha ich fühl's, es wird mir schwer werden, aber — —

Gräfin. Sie lieben ihn wohl recht sehr?

Wilhelmine. O wer sollte ihn nicht lieben, ich lieb ihn, und werd ihn ewig lieben.

Gräfin. Armes Mädchen! — ich bedaure Sie, hoffen Sie aber auf die Erfüllung dessen, was er Ihnen versprach, und setzen Sie in diese Erfüllung Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit; so geb ich meine Ansprüche auf sein Herz völlig auf, zwar wird es mir schwer werden, dem zu entsagen, den ich so aufrichtig liebte. (Sie wischt sich eine Thräne.)

Wilhelmine. Nein, nein, ich will diese Liebe nicht kränken. Höllenmarter wird mir seine Umarmung bringen, da ich weiß, daß mich ein Treuloser umarmt.

Gräfin. O Silberbau! verzeih's dir der Himmel, daß du uns unschuldigen Geschöpfen diese Seelen-Marter bereitetest. Aber er wird wiederkommen, wird Ihr schuldloses Herz von neuem mit Bitten, mit Entschuldigungen bestürmen, und — —

Wilhelmine. Und ich werde darauf nicht achten, ich will ihn fliehen, seinen Blick vermeiden, und dieses Haus verlassen.

Gräfin. O welche Edelmuth Mademoiselle! Rechnen Sie auf meine Freundschaft, auf meine Liebe. Sie schenken mir wieder Ruhe und Zufriedenheit, aber ach! Sie opfern dadurch die Ihrige auf. — Nein, ich will nicht so eigennützig handeln, ich entsage dem Grafen, er ist frey.

Wilhelmine. Thun Sie was Sie wollen, ich kann nie die Seinige seyn.

Gräfin. Uns traf ein gleiches Geschick, uns soll es auch auf immer verbinden, ich bitte Sie um Ihre Freundschaft und um Ihr Vertrauen, unsere Treue soll stärker seyn, als uns Mannes Treue war. Versichern Sie mir das, warum ich Sie bitte, durch diesen Freundschaftskuß. (Sie küßt Wilhelminen.)

Wilhelmine. O Gnädige Gräfin, wie konnte Silberbau einer so liebenswürdigen Person treulos werden?

Gräfin. Und doch, doch konnte er es.

Wilhelmine. Darf ich eine Bitte wagen gnädige Gräfin? eine Bitte, von deren Erfüllung ein Theil meines Trostes abhängen wird.

Gräfin. O fodern Sie! Was kann ich für Sie thun, alles, alles, was in meinen Kräften ist, will ich anwenden, um Ihre Bitte zu erfüllen.

Wilhelmine. Entziehen Sie nicht dem Grafen Ihre Liebe, seine Veränderung ist übereilend geschehen, er wird wieder zu Ihnen zurückkehren; o dann bestrafen Sie nicht mit Härte seine Uebereilung, sondern denken Sie an die Bitte der unglücklichen Wilhelmine.

Gräfin. Wilhelmine, Sie handeln wie ein Engel, o möchte es doch der Graf ganz fühlen, wie ungerecht er handelt, sie durch leere Vorspiegelungen zu kränken. Ja ich versprech es Ihnen, ich will ihm verzeihen, wenn ich sehe, daß er es durch seine künftigen Handlungen verdient. — — Leben Sie wohl liebes Mädchen, und seyn

Sie versichert, daß ich Ihre Aufopferung als eine mir erwiesene Großmuth aufnehme.

Die Gräfin schied mit gerührtem Herzen von Wilhelminen, und weinte dem guten Mädchen noch nachher manche Thräne des Dankes und des Mitleidens.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Niedergebeugt stand Minchen da, als wäre sie im ganzen Schöpfungs Raum die einzige Verlaßne. Eine nie gefühlte Angst folterte ihr Herz; sie wollte sich Linderung des Schmerzens weinen, und ihr Auge versagte ihr diese Linderung. — „Was hab ich versprochen? rief sie aus. — „Ihm zu entsagen? — Dem Geliebten. — „O Silberbau du kannst trügen, du, in dem ich „mir den Vollkommensten aller Sterblichen dachte? — Nein, nein — er kann nicht trügen! — „und doch — doch trügt er, trügt mich Arme. — „Flieh Ungerechter, dein schöner Blick ist Natterblick! Deine Worte — ha wie süß schmeichelten sie — sind Worte der Falschheit. Wehe mir, daß du sie zu mir redetest, daß ich nicht „Falschheit merkte! Die Menschen sind ja so gut,

„wenn sie es seyn wollen, und du findest keinen „Gefallen am Gutseyn? — Warum sah ich dich, „warum sah ich mir bey deinem Anblick Liebe— „Liebe, nie gekannte Liebe, die mir Erdenglück „und Lebenswonne kündigte. — Ha und jetzt „wandelt sich mir diese Kündigung in Lebens-„fluch. Nimm ihn hinweg diesen Fluch, nimm „ihn hinweg gütiger Himmel, sende mir den ein-„zigen Trost — den Tod.„

Jetzt flossen ihre Thränen, und sie weinte sich Schmerzens-Linderung.

Die kleine Lotte sah sie weinen. Wein' doch nicht Minchen, sonst muß ich auch weinen, sagte die Kleine mit bebender Stimme.

Wilhelmine. Laß mich weinen Lottchen!

Lotte. Sieh! ich weine schon Minchen! Ich bin dir ja so gut, so gut wie unserer lieben Mutter, die nun beym lieben Gott ist.

Wilhelmine küßte die Kleine, und ihre Thränen flossen stärker.

Lotte. Warum weinst du? Sieh! ich bin ja immer artig, und wenn du immer weinest; so wirst du krank, und dann stirbst du auch wie Mutterchen, dann hab ich nicht Mutter, nicht Minchen mehr,

dann werd ich auch weinen, und immer weinen, bis ich auch sterbe.

Wilhelmine. Geh Lottchen, laß mich allein, du kannst in den Garten gehen.

Lotte. Nein, nein, mir gefällt's nicht im Garten, wenn du traurig bist. Willst du mein Schnupftuch haben? Sieh! ich hab es noch nicht gebraucht, du kannst dir immer damit die Augen trocknen.

Sie trocknete sich ihre Augen, und reichte es der Schwester. Wilhelmine nahm ihre Schwester auf den Schooß, drückte sie an ihren Busen, und weinte; endlich faßte sie sich etwas: Lottchen, sagte sie, wirst du auch immer artig seyn?

Lotte. Ja Schwester, ich werde immer artig seyn, Mutterchen hat es mir ja auch gesagt, weißt du wohl den Tag, wie sie sterben wollte, da küßte sie mich und sagte: Liebes Lottchen sey fromm und artig, ich muß dich jetzt verlassen, und da weinte ich so sehr, ach so sehr um die liebe Mutter.

Wilhelmine. Willst du auch immer des Abends und des Morgens beten?

Lotte. Ach ja, das will ich sehr gerne, dann komm ich ja auch zu unserer Mutter in den Himmel.

Wilhelmine. Wirst du es auch nicht vergessen, wenn ich nicht mehr bey dir bin?

Lotte. Willst du auch sterben Minchen? O nein, nein, nicht sterben. Bitte bitte liebe Schwester. (sie streichelt mit ihren kleinen Händen Minchens Wangen.)

Wilhelmine. Ich werde nicht sterben, aber ich muß wegreisen.

Lotte. Kommst du auch bald wieder?

Wilhelmine. Nicht so bald.

Lotte. O bleib doch bey mir Minchen! — Wer wird mich denn ankleiden, und mir was hübsches erzehlen, mich so lieb haben, wenn du weg bist. Vater wird auch traurig seyn, auch Fritz, auch Wilhelm, denn die sind dir auch gut.

Wilhelmine. Nun siehst du Lottchen, du bleibst ja nicht allein hier, der Vater ist bey dir, und Fritz und Wilhelmchen auch. Laß mich nur reisen, ich werde dir auch was schönes mitbringen.

Lotte. O ich will nichts haben. Wenn du nicht hier bist, so werd ich weinen, werd gar nicht mit meiner Puppe spielen. Minchen bleib doch hier, ich will dir auch meinen kleinen Zeisig schenken, ach der singt so hübsch, du weißt ja wohl, er sieht auch so schön aus, und frißt

immer aus meiner Hand. Willst du ihn? ich werd ihn gleich herbringen.

Wilhelmine. Behalte ihn nur.

Lotte. Willst du auch hier bleiben?

Wilhelmine. Ich werde sehen.

Lotte. Ja ja du mußt bleiben Minchen, ich will dich so fest, so fest in meinen Armen halten, dich immer küssen, und dich gar nicht loslassen.

Wilhelmine suchte etwas zum Zeitvertreib für ihre kleine Schwester hervor, um dieselbe von sich zu entfernen. Als sie wiederum allein war, so nahm sie Papier, Tinte und Feder, um an den Grafen zu schreiben. Zitternd ergrif sie die Feder, richtete ihr Auge zum Himmel; „Stärke du mich, sagte sie, um den Fehler wiederum gut zu machen, den ich aus Schwachheit beging. Nun faßte sie sich und schrieb„

Geliebter meines Herzens!

Mein Herz blutet, ich achte nicht seines Schmerzens, und entsage Ihnen. — Ach Herr Graf, wie konnten Sie mich so täuschen? — Ich bat, ich flehte, verschonen Sie mich mit Ihrer Liebe, und Sie waren so hart, so grausam, achteten

teten nicht auf mein Flehen, und jetzt bin ich elend, werde es seyn, so lange ich nicht Liebe zu Ihnen aus meiner Seele verbannen kann: — wenn werde ich dieses können? — Nie! nie.

Ach Gott! Sie lieben ja eine andere, und denken nur mit meiner Liebe, mit dem schwachen Mädchen, das sich durch Ihre Worte so leicht blenden ließ, zu kurzweilen. Ist's möglich? — Kann Ihre holdselige Miene ein so leichtsinniges Herz verbergen? —

Leben Sie wohl Herr Graf! — Ich fehlte, aber sprechen Sie nicht Hohn diesem Schwachheits-Fehl. Gott kennt mein Leiden, er sieht meine Thränen, und wird sich meiner erbarmen.

Ich verlasse das väterliche Haus, um Sie zu fliehen, denn Sie können ja nie mein seyn.

Würdiget Ihr Herz eine Unglückliche noch einiges Mitleidens; o so gewähren Sie mir noch eine Bitte. Bey diesem Mitleiden, bey Gott, bey meinen Thränen beschwör ich Sie Herr Graf, erfüllen Sie diese Bitte, als die Bitte einer Sterbenden: denn ich fühl's, meine Natur ist zu schwach, um diesen Schmerz zu überwinden. Ihr Herz, Ihre Liebe gehört einer Person, die beydes so reichlich verdient; fragen Sie sich selbst,

wer

wer diese sey, kehren Sie zu ihr zurück, und seyn Sie glücklich, dieses wünschet

Ihre

unglückliche

Wilhelmine.

Der Brief war vollendet, und sie eilte zum Hause hinaus, um dem gepreßten Herzen Erholung zu verschaffen. „Armes Mädchen! selbst „die freye offne Natur war dir noch zu enge, um „nur Augenblicke lang frey athmen zu können.„

Sie ging wieder zurück ins Zimmer, und schrieb einen zweyten Brief an den Förster Hilkur.

Verehrungswürdiger Mann!

Sie, der Sie mir von Jugend auf Freund, Vater und Wohlthäter waren, Sie muß ich jetzt verlassen. O achten Sie diese Handlung nicht für Verletzung meiner Dankbarkeit, nie werd ich Ihnen Ihre Liebe, Ihre Güte verdanken können. Aber ich muß fort, muß Ihnen meinen künftigen Aufenthalt verschweigen. Die Zukunft wird Ihnen die Ursache entdecken, die mich so zu handeln zwingt. Ich werde wieder zurückkehren — vielleicht aber auch nie mehr. Bedauern

dauern Sie mich! ich bin unglücklich, höchst unglücklich. Meine Hand zittert, Thränen lassen mich nicht weiter schreiben. Leben Sie wohl, ewig wohl, und flehen Sie mit meinem Geschwister zu Gott um Erbarmung für

Ihre

unglückliche

Wilhelmine.

Nachdem sie beyde Briefe versiegelt hatte; schickte sie den Brief an den Grafen auf die Post, und den Brief an Hilkur legte sie auf seinen Schreibtisch.

Sie befahl dem Knecht einen Wagen anzuspannen: „Ich muß sogleich zur Aebtissin „nach P„„ sagte sie zu ihm; dieser, der sie öfters dahin geführt hatte, spannte den Wagen an. Unterdessen packte sie einige von ihren Sachen in einen Koffer, und steckte das Geld zu sich, was ihr ihre Mutter noch auf dem Sterbebette gegeben hatte.

Der Wagen fuhr vor, und sie wollte zum Zimmer hinaus, ihre Füße zitterten, Angst und Schmerz tobten in ihrem Busen. — —

„Was

„Was will ich thun? sagte sie, dem entfliehen, dessen Bild mich überall begleiten wird. — Ich kann nicht fliehen, ich will bleiben, und — „Gott! was soll ich thun? O Liebe, Liebe! zu was „zwingst du mich!„

Sie warf sich auf ihre Knie, wollte beten, um Ruhe beten, und sie konnte nur weinen. „Gütiger Gott, schluchste sie, sey gnädig, sey mir Schwachen gnädig, und erbarm dich meines Schmerzens!„

Jetzt stürzten Wilhelm und Lotte ins Zimmer.

Wilhelm. Minchen, liebes Minchen, du willst von uns fort, uns verlassen. Bleib doch, bleib doch bey uns.

Lotte. Bleib doch, bleib doch bey uns.

Beyde Kinder klammerten sich weinend an Wilhelminen an.

Wilhelm. Du bist ja jetzt unsere Mutter, du bist unsere liebe Schwester! Sieh, ich will vor dir auf die Knie fallen, dich wie meine Mutter bitten. (beyde Kinder warfen sich vor Wilhelminen auf die Knie.)

Lotte. Ach liebes trautstes Minchen, zukkersüßes Schwesterchen, o bleib doch, bleib doch bey uns, mein liebes, liebes Mutter Minchen!

Wilhelmine konnte nicht sprechen, ihre Thränen flossen unaufhaltsam, sie kniete sich zu den Kindern, drückte beyde an ihren Busen, blickte dann zum Himmel. „Vater der Liebe, liespelte „sie leise, Vater der Liebe, verlaß diese Kinder „nicht — stärke mich — o stärke mich.

Jetzt riß sie sich von ihrem Geschwister los. Die Kleinen schrien und weinten, sie eilte zum Hause hinaus, sprang in den Wagen, und verließ das Haus, welches sie bisher ihr väterliches nannte.

Dreysigstes Kapitel.

Gegen Abend des andern Tages kam Hilkur mit seinem ältesten Sohne nach Hause; Wilhelm und Lotte liefen ihm mit rothgeweinten Augen entgegen, und küßten stillschweigend seine Hand.

Hilkur. Was giebt's Kinder?

Wilhelm. Ach lieber Vater!

Hilkur. Nun?

Lotte. Minchen ist fortgefahren, sie sagte, sie wird lange fortbleiben. O die liebe Minchen! nun hab ich kein Minchen mehr.

Hilkur. Wunderbar! mir nichts davon zu sagen, und die Kinder so allein zu lassen. Was muß sie wohl bewogen haben, ihrem guten Betragen so zuwider zu handeln?

Er dachte hin und her, um eine Ursache zu entdecken, die etwa ihre Entweichung sollte hervorgebracht haben. Fritz, der nach des Vaters Schreibtisch hinsah, erblickte Minchens Brief. „Ach ein Brief von Minchen!„ rief er, und reichte ihn seinem Vater.

„Kinder, hier muß was vorgefallen seyn, sagte der Förster zu seinen Leuten, nachdem er den Brief gelesen hatte: ist nicht jemand hier gewesen?„

Die Magd erzehlte ihm, daß gestern eine vornehme Dame in einer Kutsche mit 6 Pferden das Haus vorbey gefahren sey, diese habe bey dem Hause still gehalten, und Minchen durch einen Bedienten heraus rufen lassen. Mamsell Minchen sey darauf mit dieser jungen Dame in die Nebenstube gegangen, und habe da lange mit ihr gesprochen. Eine Stunde nachher habe Mamsell Minchen befohlen, einen Wagen anzuspannen, um zur Frau Aebtissin nach P zu fahren. Ach! fuhr die Magd weiter fort, Sie

hätten nur sehen sollen, gütiger Herr, wie die Mamsellche sich die Augen im Kopfe so verweinet hatte.

Lotte. Ja, und zu mir sagte Minchen, ich sollte hübsch artig seyn, und nicht vergessen, des Abends und des Morgens zu beten, und da küßte sie mich so sehr, ach so sehr, und weinte auch so sehr.

Wilhelm. Vater, gieb mir dein Pferd, ich will schon nach P reiten, und ihr sagen, daß sie zurückkommen soll, weil's uns nach ihr so sehr bangt. Willst du? Hu da will ich reiten, so flink wie ein Husar! sollst nur einmal sehen, wie schön ich reiten kann, Michel setzte mich einmal auf's Pferd, und da ritt ich so weit, wie von hier bis in den Stall.

Hilkur. Ist Michel noch nicht von P zurück?

Die Magd. Noch ist er nicht angekommen.

Hilkur. Wenn er kommt; so schickt ihn gleich zu mir.

Hilkur warf sich mißmüthig in seinen Armstuhl, um nachzudenken, was bey der Sache zu machen sey. Dieses Betragen von Wilhelminen war ihm so neu, daß er sich gar nicht darein finden konnte, und was das für eine fremde

Dame

Dame gewesen seyn könnte, war ihm gleichfalls ein Räthsel.

Plötzlich stürzte der junge Graf Silberbau ins Zimmer, sein Auge blickte wild umher, seine Miene war blaß, große Schweißtropfen rollten von seiner Stirne: „Wo ist Wilhelmine?„ fragte er.

Förster. Fort, vielleicht auf immer fort.

Graf. Auf immer fort? — Nein bey Gott nicht! ich muß sie finden, und sollte ich auch bis ans Ende der Welt reiten. Wohin hat sie ihren Weg genommen?

Förster. Nach P zu.

Graf. Und Sie wissen nicht wo sie ist? Reden Sie Hilkur, reden Sie Wahrheit! Wissen Sie nicht, wo sich Wilhelmine aufhält?

Förster. Da lesen Sie selbst Herr Graf! mehr weiß ich nicht. (er giebt dem Grafen Minchens Brief.)

Graf. (Der mit begierigem Blick den Brief lies't.) Ich muß fort, muß heut noch in P seyn. Wasser, Wasser her! mich durstet, geschwinde, geschwinde!

Förster. Ich bitte unterthänigst Herr Graf, mir eine Frage zu Gnaden zu halten, auf was

für Art nämlich Wilhelmine zu der Ehre kommt, daß sich der Herr Graf so sehr um sie importiren?

Graf. Weil ich sie liebe, weil sie mein Alles ist; Adieu Herr Förster, trösten Sie sich, ich will nicht ehr ruhen, bis ich Ihnen Wilhelminen als Gräfin Silberbau zurück bringe.

Der Graf trank ein Glas Wasser, schwang sich auf sein Pferd, und jagte von einem Bedienten begleitet, in vollem Gallop nach P zu. Unterwegens begegnete er des Försters Knecht, der mit dem ledigen Wagen von P zurückfuhr: Wo ist Wilhelmine geblieben? fragte er ihn.

Sie stieg bey dem Stadt-Thor vom Wagen, erwiederte der Knecht, schenkte mir einen Gulden, und befahl mir alle zu Hause zu grüßen. Nachher miethete sie einen Kerl, und ließ sich ihren Koffer von diesem in die Stadt nachtragen.

Und weiter weißt du nichts? fragte der Graf, nun so fahr denn auch weiter.

Kaum war der Graf in P angekommen; so stellte er sogleich das genauste Nachsuchen an. Drey Tage waren ohne die geringste Hoffnung vergangen, und auch nicht die geringste Spuhr konnte er von seinem geliebten Flüchtling auffinden. Nun wand er sich an die Aebtissin im Kloster

St. M.

St. M, fand in ihr eine würdige Dame, und entdeckte ihr seine Angelegenheit. Diese belohnte sein Vertrauen durch die Zusage, an alle Priorin der benachbarten Nonnenklöster zu schreiben, um zu erfahren, ob Wilhelmine zu irgend einem dieser Klöster ihre Zuflucht genommen habe. Nach und nach kamen die Nachrichten aus den Nonnenklöstern, aber keine war für Silberbau befriedigend.

Der General Silberbau war über die plötzliche Abreise seines Sohnes sehr erstaunt, lange wußte er nicht, wo er geblieben war, endlich kam der Bediente, den der Graf nach P mitgenommen hatte, und meldete ihm, daß sein Herr in P sey.

Was macht er da? sagte der General, seine Braut wird er doch da nicht finden.

Bedienter. Ach gnädiger Herr General! wissen Sie, wo die Braut ist?

General. Freylich weiß ich's.

Bediente. Nun Gott sey Dank! das wird einmal eine rechte Freude für den jungen Herrn Grafen seyn. Herr Jemine! was hat er über die Braut lamentiret, und sie überall gesucht.

General. Du kannst heute noch abreisen, und ihm die Nachricht bringen, aber nein, warte! Du bist gewiß vom Herumstreichen müde, ich werde einen andern schicken.

Ein und dreysigstes Kapitel.

Der General wollte seinen Sohn auf eine angenehme Art überraschen, und schrieb ihm den folgenden Brief.

Lieber Ludwig!

Du hättest mir doch ein Wörtchen sagen können, daß du nach P reisen wolltest, aber da reitest du so knall und fall weg, und kein Mensch weiß, wo der junge Herr geblieben ist. — Na es mag gut seyn, das geht schon so bey jungen Leuten.

Du sollst ja wieder ein Malheur mit deiner Braut haben. Ist sie schon wieder verschwunden? Zapperment du bist auch ein unglücklicher Liebesritter! alle Augenblick ist dir dein Mädchen weg, und mit ihr zugleich alle deine Fröhlichkeit. Na diesesmal wird's nicht viel zu bedeuten haben. Sieh ich bin glücklicher gewesen, als du, ob ich gleich

gleich in der Gegend nicht so herumschwärmte. Komm also immer zu mir, dein entlaufnes Vögelchen sitzt hier in guter Ruh. Du thätest mir einen Gefallen, wenn du morgen auf den Abend hier seyn könntest, na du wirst schon reiten was das Zeug hält, denn der Ritt geht ja zu deiner verlohrnen Braut: also flink Herr Sohn! Ich bin

Dein

treuer Vater
Graf zu Silberbau.

Kaum hatte der junge Graf den Brief gelesen; so eilte er von P ab. Schon fing es an dunkel zu werden, und er murrte zum erstenmal über die Kürze des Tages, endlich erreichte er noch um neun Uhr des Abends das Haus seines Vaters: Wo ist sie? schrie er dem General entgegen, Vater wo ist sie?

General. Nun nun Ludwig, nicht so hitzig! Mein Gott so verruh dich doch ein wenig. Wie du dich erhitzt hast? Du kannst ja leicht Schaden leiden.

Der junge Graf. Nein ich muß sie sehen. Vater ich steh wie auf Kohlen, sa-

gen Sie geschwinde wo sie ist, ich will zu ihr eilen.

General. Was das für eine Noth um's liebe Weibesvolk ist! Nun so komm!

Der junge Graf. Wohin? — Wohin? O Vater Sie gehen mir zu langsam, sagen Sie mir nur wo sie ist.

General. Du lieber Himmel wie das stürmt! Nun so lauf denn nach oben, sie ist im Saal.

Husch war Silberbau von seinem Vater, er sprang die Treppe hinauf, stürzte in den Saal, o meine Wilhelmine! schrie er, aber ach welch ein Schrecken! es war nicht Wilhelmine, es war Friderike, die er vorher so liebte, und deren Anblick ihm jetzt ein so heftiges Schrecken einjagte.

Der General wußte bis jetzt noch nichts von der Sinnesänderung seines Sohnes, er dachte ihm also eine große Freude zu verursachen, wenn er ihn auf einmal so angenehm überraschen könnte. Er fuhr also gleich nach Abfertigung des Briefes an seinen Sohn zur Baronin H nach Wildburg, und nahm die Gräfin Friderike mit nach Silberbau, denn er sagte, sein Sohn habe ein großes Verlangen, sie zu sehen. Fride-

rike hütete sich wohl, dem General etwas von dem unschicklichen Betragen seines Sohnes merken zu lassen.

„Verzeihen Sie gnädige Gräfin, sagte der junge Graf, der sich von seinem Erstaunen wiederum erholet hatte, ich dachte„ — —

Friderike. Sie dachten gewiß, Wilhelminen hier anzutreffen, und finden leider nur mich, die Sie schon ganz vergessen haben.

Der Graf stand verwirrt und beschämt da; er suchte sein Auge vor Friderikens Blick zu verbergen, und antwortete nichts.

Friderike. Was berechtiget Sie Herr Graf, mich so zu hintergehen, mit meiner Liebe, mit meinem Zutrauen nach einer komischen Laune so zu kurzweilen? Waren Sie es nicht, der mir noch vor kurzem, Treue und beständige Liebe versicherte? Ist dieses die Folge Ihrer Versicherung? O so bedaure ich mich, daß ich so thöricht war, Ihren Worten einigen Glauben beyzumessen.

Graf. O gnädige Gräfin! verdammen Sie mich nicht, bevor Sie mich nicht angehöret haben.

Friderike. Was können Sie wohl zu Ihrer Entschuldigung hervorbringen? Sie hätten

sich vorher richtig prüfen sollen, ob Sie auch im Stande wären, dasjenige zu halten, was Sie mir zusagten. Ihr Betragen kränkt mich nicht allein, mein Vater ist dadurch beleidiget, Ihren würdigen Vater werden Sie durch ihre Unbeständigkeit betrüben, und Sie müßten kein kindliches Gefühl besitzen, wenn Sie dieses so gleichgültig zu thun im Stande wären.

Graf. Sie wollen mich also gar nicht anhören?

Friderike. Ich würde doch nichts neues hören, ich weiß alles, ich kenne Wilhelminen, und hab sie gesprochen. Ach ich bedaure die arme leichtgläubige Seele. Diese unschuldige tugendhafte Person können Sie so mit den Vorspiegelungen Ihrer Liebe hintergehen, da Sie nicht mehr eigner Herr dieser Leidenschaft sind, da Sie mir Treue und Verbindung zugesagt haben. O Sie müssen einen großen Reitz in dem Gedanken finden, Ihre Nebenmenschen auf diese Art unglücklich gemacht zu haben. Sie lieben mich also nicht mehr?

Graf. O ich verehre Sie, aber — —

Friderike. Damit bin ich nicht zufrieden, wollen Sie ihr mir gethanes Versprechen erfüllen?

Graf. Ach das kann ich nicht.

Friderike. Ha Treuloser! auch mich wollen Sie also unglücklich machen?

Graf. Ach Friderike haben Sie Mitleiden mit mir.

Friderike. Sie heischen Mitleiden? und haben doch mit mir kein Mitleiden.

Graf. Könnten Sie wohl den noch ferner Ihrer Liebe würdig achten, der eine andere liebt? und derjenige bin ich. Ich kann meinem Herzen nicht mehr gebieten, kann meine Liebe nicht mehr von dem Gegenstande abziehen, dem ich sie ehr schenkte, als ich sie Ihnen zusagte.

— Friderike. Ha das Geständniß Ihrer Liebe, das Sie mir thaten, war also falsch, geschah nur um mich zu kränken. Hab ich Sie je beleidiget, daß Sie sich einer so niedrigen Rache gegen mich bedienen. Grausamer! warum flößten Sie mir Liebe ein, die ich jetzt nicht mehr von mir verbannen kann? — O Graf! kehren Sie um, halten Sie Ihr Versprechen, alles will ich anwenden, um Ihre getheilte Liebe wieder zu sammlen.

Graf. Gott ich kann nicht mehr.

Fride-

Friderike. Graf ich laß Sie nicht, ich kann Sie nicht aus diesem Herzen lassen, Sie müssen mein seyn. O harter Mann! ich bitte Sie, bey diesen Thränen bitt ich Sie, schenken Sie mir wieder Ihre Zuneigung.

Graf. Ich vermag dessen nicht, nur Wilhelminen kann ich lieben.

Friderike. (die den Grafen umarmt.) Bey dieser Umarmung fleh ich Sie um Wiederkehr an. O Silberbau erinnern Sie sich jener Umarmung, mit der Sie sich meiner Liebe versicherten. O mir noch immer theurer Mann! reden Sie, können Sie bey meinen Bitten, bey meinen Thränen, bey dieser Umarmung noch immer hart gegen mich bleiben? — — Sie schweigen? — Sie würdigen mich keiner Antwort? Ich bin Ihnen also ganz gleichgültig? —

Graf. Gnädige Gräfin verzeihen Sie, daß ich um Ihre Hand bat, damals dachte ich mir Wilhelminen todt, ich fand sie wieder, und nur ihr allein gehört meine Liebe.

Friderike. Ha Unmensch! ich denke mit Abscheu an den ersten Augenblick, da ich dich sah, da mein Herz gegen dich entbrannte. Von nun an will ich mit mir kämpfen, will diesem Herzen

Ver:

Vergessenheit deiner gebiethen, ich will ihm unauslöschlichen Haß gegen den einprägen, der mich so schändlich hinterging. (Sie will zum Saal hinaus.)

Der General. (Der hastig in den Saal tritt, zu Frideriken.) Bleiben Sie liebenswürdige Person, ich habe alles gehört, ich erstaune über die schlechte Denkungsart meines Sohnes. Bleiben Sie, ich will mit ihm sprechen.

Friderike. Lassen Sie mich ihn fliehen, er ist nicht werth, einen so würdigen Vater zu haben. (Sie geht ab.)

General. Ludwig, heute ist es das erstemal in meinem Leben, daß ich mit dir unzufrieden bin. Denkst du Monsieur, daß du in dieser Sache so ganz nach dem Willen deines Strudelkopfes verfahren kannst? Ich muß mich schämen, in dir einen Sohn zu haben, der so wenig Gefühl für die herrlichen Eigenschaften einer so liebenswürdigen Person hat. Heißt das rechtschaffen und edel gedacht, erst alles anzuwenden, eine Person wie die Gräfin liebzugewinnen, ihr ehliche Verbindung zu geloben, und sie dann sitzen zu lassen? Pfuy schäme dich Ludwig!

Graf. O Vater zürnen Sie nicht! Bey Gott ich kann nicht anders handeln. Meine verlohrne Wilhelmine lebt, sie liebt mich, ich liebe sie, und ich kann keine andere lieben.

General. Sohn du fandst in mir, als du mich mit deiner Liebe zum Klostermädchen bekannt machtest, einen Vater, der deiner Schwachheit durch die Finger sah, denn ich glaubte, daß deine romanhafte Liebe mit der Zeit verwittern würde: aber jetzt, da du dich gleichsam mit der Gräfin schon verlobet hast, jetzt ist es Zeit, daß du deinen Roman bey Seite legst, und aufhörst als ein Schwärmer zu handeln. Du hast dich so schon vor den Augen der vernünftigen Welt lächerlich gemacht. Du sollst dich glücklich schätzen, daß die Gräfin dein albernes Liebesspiel so gelinde beurtheilte, und dir ihre Hand zusagte.

Graf. Ach Vater, Vater! Sie sprechen hart, ich verdien es nicht.

General. Du zwingst mich dazu, ich gesteh es dir, es fällt mir schwer mit einem Sohne so nachdrücklich zu sprechen, bey dem ich gesunde Beurtheilungskraft voraussetze. Hör also Ludwig, meine Willensmeinung! Willst du, daß

ich

ich noch derselbige Vater gegen dich bleiben soll, der ich dir bisher war; so höre auf, an deine komische Liebe zu denken, und fange einmal an so zu handeln, wie es mit deinem Stande, mit deiner Ehre, und mit meiner Ruh bestehen kann.

Graf. Ich soll meine Wilhelmine vergessen? Sie heischen Unmöglichkeit von mir.

General. Ich verlange, daß du aufhörest, so flüchtig, so unüberlegt zu handeln, und dieses ist keine Unmöglichkeit: du beförderst dein eigen Wohl, wenn du dich besserst.

Graf. Mag die Welt über mich urtheilen, ihr Urtheil ist falsch, denn sie kennt nicht Wilhelminen.

General. Ist dir noch etwas an meiner Liebe gelegen, so gedenke mir nicht mehr an Wilhelminen: nie werd ich diese deine Liebe billigen, und an eine Verbindung mit ihr denke ja nicht, sonst findest du in mir zeitlebens einen zürnenden Vater.

Graf. Bester lieber Vater seyn Sie gütig! Verdammen Sie nicht Ihren Sohn, weil er nicht einer Leidenschaft gebiethen kann, ohne deren Befriedigung er zeitlebens unglücklich ist.

General. Ludwig, sey Mann, und höre auf den Knaben zu spielen! Du thatest der Friderike in Gegenwart ihres Vaters das Versprechen deiner ewigen Treue: denkest du nicht an die Erfüllung dieses Versprechens, so handelst du schlecht und treulos, und als ein Treuloser bist du nicht werth mein Sohn zu seyn. Du weißt jetzt meine Meinung, zieh dein Gewissen, deine Vernunft hiebey zu Rathe, und handle so, daß ich mit dir zufrieden seyn kann.

Graf. Ja, ich will nach Gewissen, nach Vernunft handeln, und dabey wenig auf die Vorurtheile der Welt achten. (er geht schnell ab.)

General. (allein.) O Sohn! Sohn! warum erzog ich dich so frey, so unabhängig! Dein ganzes Wesen empört sich schon bey dem geringsten Schein eines Zwanges.

Zwey und dreysigstes Kapitel.

Graf Silberbau konnte die Strafpredigt seines Vaters nicht recht verdauen, sie verfehlte bey ihm gänzlich die gehörige Wirkung. Er meldete dem General seinen festen Entschluß in wenigen Zeilen,

len, und machte sich wiederum auf den Weg, um seine Wilhelmine aufzusuchen.

Kurz nach der Abreise der Gräfin von Silberbau, erhielt der General das hinterlaßne Billet seines Sohnes, welches also abgefaßt war:

Vater, wenn Sie mir nicht Wilhelminen gönnen; so sehen Sie nie mehr

Ihren

Sohn

Ludwig.

Mag er nur noch etwas brausen, der Strudelkopf, er wird schon kirr werden, sagte der General, nachdem er das Billet seines Sohnes gelesen hatte, und er beschloß zugleich noch ein Paar Wochen den Handlungen seines Sohnes zuzusehen, und dann bey dem daurenden Starrsinn desselben, strengere Maaßregeln zu ergreifen.

Schon war der junge Graf drey Meilen von seines Vaters Wohnung entfernt, und noch war er unschlüssig, wohin er seinen Weg nehmen sollte. In P hatten alle seine Nachforschungen bis jetzt gar nichts gefruchtet, er beschloß also seitwärts von P nach der Gegend bey O seine

Reiseroute zu nehmen. Auf einmal fiel's ihm bey, daß vielleicht die Gräfin Friderike von Wilhelminens Aufenthalt etwas wissen könnte, weil sie gegen ihn erwehnte, daß sie Wilhelminen gesprochen habe.

Je mehr er darüber nachdachte, je wahrscheinlicher wurde die Vermuthung, endlich hielt er es für ganz ausgemacht, daß die Gräfin Wilhelminen zur Entweichung aus dem väterlichen Hause beredet habe, und ihr so lange einen heimlichen Aufenthalt gestatte, bis er sich mit Frideriken würde verbunden haben. Schnell kehrte er von der Straße nach P ab, und lenkte in den Weg nach Wildburg ein, um ein recht genaues Examen bey Frideriken zu veranstalten, schon waren die Fragen gehörig durchgedacht, und so verfänglich eingerichtet, daß sich die Gräfin nothwendig verrathen müßte, wenn sie nur das Geringste von dem Aufenthalt der Wilhelmine wußte. Nun lag Wildburg ihm vor Augen, und der Herr Examinator verlohr auf einmal alle Lust zum Examen, denn das Tête a tête vom vorigen Tage, welches sein Papa zwischen ihm und der Gräfin so weislich veranstaltet hatte, kam ihm auf einmal ins Gedächtniß: Br r rief er,

und sein Pferd stand still. Nun war güter Rath theuer, bald blickte der Graf eine Weile zur Erde, bald wiederum zum Himmel, und spielte dabey mit dem Zaum seines Pferdes, aber weder Himmel noch Erde ließen sich das Geringste von einem Rathe verlauten. Also wieder rechts um und den Weg zurück geritten. Der Bediente des Grafen versuchte einigemal seinem Herrn auf ächte Bedienten-Ehre zu versichern, daß die Gräfin Friderike schon gewiß in Wildburg angekommen wäre, ob nun der Graf ein Mißtrauen in diese Versichrung setzte, oder ob er einen andern Entschluß gefaßt habe, kann ich nicht entscheiden, aber so viel kann ich wohl versichern, daß an diesem Tage der Calender sehr unbeständiges Wetter schrieb.

Nun wo geht denn jetzt die Reise hin? fragte ich und des Grafen Bedienter, denn wir zwey waren die stillen Beobachter dieser wetterwendischen Reise des Grafen. Da schlägt sich der Graf auf einmal in einen ganz fremden Weg, der weder nach P. noch nach Wildburg führt.

Alles was sich dichtert ist Dichter, der Romanendichter dichtert sich auch, folglich kann er eben so gut mit Ehren den Klepper besteigen,

der am Parnaß weidet, als ein anderer Dichter, also nur flink den Dichtergaul aufgezäumt, damit ich dem Grafen nachkomme, denn ich bin des Herumlaufens müde. Ach du armes Thier, wie siehst du so erbärmlich aus? Wirst wohl alle Tage brav abgejagt? Die Leute haben auch gar kein Erbarmen mit dieser Creatur, kaum hat ein schwerfälliger Monsieur Hexameter abgesattelt; so stehen schon ein Dutzend Blumisten parat, die dich besteigen wollen. Wenn die Herrn nur langsam reiten möchten, aber da spornen sie den armen Gaul, als wärs ein Philister-Pferd. Es ist ein großes Wunder, daß du heute noch nicht versagt bist.

Nun so komm denn du alter Versenklepper, und trag mich dem Grafen nach. Zu, hot, na, will er vorwärts! Zapperment, das geht ja so langsam als säß ich auf Sancho Pansas weiland löblichem Esel.

Wo willst du denn dahin? Ho ho das geht nicht! willst schon wieder nach dem Parnaß. Links vorbey lieber Gaul, ich bin noch ein Ungeweyhter für den Parnaß.

Es muß doch nicht alles, was sich dichtert, Dichter seyn, kann's an mir sehen, möchte sonst

weit

weit besser zu Pferde sitzen, komm nicht viel vorwärts; ich will nur absteigen, lauf immer wieder hin wo du herkamst liebes Pferd, — hab gar deinen werthen Namen vergessen — ich bin besser zu Fuß als du.

Da hab ich nun durch mein Zögern den Grafen aus dem Gesichte verlohren. —— Ha! — nun seh ich ihn schon wieder, er hält ja vor einem Hause still? Was muß das für ein Haus seyn, es kommt mir so bekannt vor, als wär ich schon einmal hier gewesen? —— Ach ja ja ja! nun besinn ich mich, wer hier in diesem Hause wohnt, recht recht! da der alte Obrister, mein Gott wie heißt er doch schon, — hab seinen Namen vergessen, es ist derselbe Obrister den e mal Graf L und Graf Silberbau von Wildburg aus besuchten.

Drey und dreysigstes Kapitel.

Silberbau war also bey dem Obristen von Taufeld eingekehrt, der sich sehr über den Besuch des Grafen erfreute. Ach Herr Graf, Sie sind doch nicht krank gewesen? fragte der Obrister; mein Gott Sie sehen ja so blaß, so ungesund aus.

Etwas Kopfweh ist alles, worüber ich klagen könnte, sonst fehlt mir nichts, erwiederte der Graf.

Der junge Graf Silberbau war eigentlich in der Absicht zum Obristen gekommen, um ihn zu bitten, daß er der Vermittler zwischen ihm und der Gräfin Friderike seyn möchte, um zu erfahren, ob die Gräfin etwas von dem Aufenthalt seiner Wilhelmine wisse. Er wartete daher mit Sehnsucht auf einen schicklichen Zeitpunkt, um den Obristen mit seinen Herzensangelegenheiten bekannt zu machen.

Gegen Abend desselbigen Tages, faßte er denn das Zutrauen, und entdeckte dem Obristen sein Anliegen; dieser hörte als ein unverstellter Mann die Erzehlung des Grafen mit vieler Theilnahme an, unterließ aber auch nicht, einige liebreiche Anmerkungen bey der Geschichte mit der Gräfin zu machen; er bat ihn wohl zu bedenken, wie weit ihm in dieser Sache zu gehen die Anständigkeit erlaube, doch versprach er ihm aber, alles mögliche anzuwenden, um seinem Wunsch in Ansehung der Wilhelmine ein Gnüge zu leisten.

Als das Abendessen aufgetragen wurde, und sich Silberbau an den Tisch setzen wollte, empfand er einen gewaltigen Ekel vor dem Genuß aller Speise, er bat daher den Obristen, ihm zu erlauben vom Tisch wegzubleiben.

Der Graf fing jetzt selbst an, den Ausbruch einer Krankheit zu befürchten, er empfand eine heftige Hitze, und seine Kopfschmerzen vermehrten sich. Der Obrister rieth ihm, sich bald ins Bette zu legen, und ließ deswegen die nöthigsten Anstalten machen, der Graf nahm dieses Anerbieten an, und begab sich zeitig zu Bette. Des Obristen Schlafgemach war gleich neben dem Zimmer, wo der Graf schlief. Eine Stunde nach Mitternacht wurde der Obrister im Schlafe gestört, er hörte den Grafen in seinem Zimmer laut sprechen, er stand also hurtig auf und trat in das Zimmer des Grafen: Fehlt Ihnen etwas Herr Graf? fragte er.

O Wilhelmine bist du da? sagte der Graf, komm zu mir bestes Mädchen, wir wollen gleich nach P reisen, zum Pater Joseph, o das ist ein guter Pater, der wird uns gleich zusammen geben.

Der Obrister erschrak über diese Rede, er trat an's Bett, und ergrif die Hand des Grafen,

der Puls schlug sehr stark, er eilte sogleich seine Bedienten zu wecken, und reichte dem Grafen einige Mittel aus seiner Hausapotheke.

Des andern Tages schickte er sogleich einen Expressen zum General Silberbau, und ließ ihm die Krankheit seines Sohnes wissen, einen andern schickte er nach P, um einen Arzt zu holen.

Der General und der Arzt kamen fast zu gleicher Zeit bey dem Obristen an.

Der junge Graf lag in voller Fantasie, und kannte seinen Vater nicht. Die Aussage des Arztes war in Ansehung des Patienten gar nicht tröstlich, es wird ein hitziges Fieber werden, sagte er, doch will ich meiner Pflicht gemäß alles anwenden, um den Herrn Grafen zu retten.

Der General war untröstlich, er setzte die Schuld dieser Krankheit vorzüglich in den starken Ritt, den sein Sohn von P nach Silberbau gemacht hatte, er bat den Arzt, alles anzuwenden, um seinen Sohn vom Tode zu retten. Helfen Sie meinem Kinde, sagte er zum Arzt, es ist das einzige, welches mir der Himmel verlieh, und seyn Sie versichert, daß Sie diese Wohlthat einem dankbaren Vater erweisen.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Eines Tages, als der junge Graf in einen sanften Schlaf gefallen war, nachdem er fast die ganze Zeit über fantasiret hatte, saßen der General, der Obrister und der Arzt beysammen am Bette des Patienten, und freuten sich über den erquikkenden Schlaf desselben. Jetzt erwachte der Graf, blickte mit einem ruhigen, und etwas heitern Blick die Umstehenden an, und sagte mit einer lächelnden Miene: Gebt mir doch einmal das Bild meiner Wilhelmine her, ich hab es auch schon lange nicht gesehen.

Wo soll das Bild seyn? fragte der General, welcher glaubte, daß sein Sohn wieder zu fantasiren anfange.

Lassen Sie mir nur meine Dose aus der Rocktasche reichen, lieber Vater. Der General suchte selbst die Tabacksdose hervor, und reichte sie seinem Sohne. Dieser betrachtete lange das Bild seiner Wilhelmine. Ach du Engel, wo magst du jetzt seyn, sagte er mit schwacher Stimme. Sehen Sie Herr Obrister, so sieht meine Wilhelmine aus. (er reicht diesem die Dose.)

Kaum hätte der Obrister das Porträt auf der Dose erblickt, so sprang er vom Stuhl auf, lief mit der Dose in das Zimmer, wo seine Bibliothek war, riß das Tuch weg, welches das Bild verdeckte, das die Statue hielt, und sah bald das Dosenstück, bald das Bild an: „Ha welche „übereinstimmende Aehnlichkeit! rief er aus, un„möglich kann dieses nur ein Spiel des Ohnge„fehres seyn.„ Er eilte darauf wieder ins Krankenzimmer: Herr Graf wissen Sie gewiß, daß der Förster Hilkur Wilhelminens Vater sey? rief der Obrister, da er kaum die Stubenthüre geöffnet hatte. Der Graf versicherte, daß Wilhelmine den Förster immer Vater nenne.

Obrister. Wo wohnt Hilkur? ich muß zu ihm hin.

Der Graf. Ohngefehr 6 Meilen von hier, an der Straße nach P. Mein Bedienter kann Sie dahin führen, er weiß, wo das Haus des Försters liegt, aber was — —

Obrister. Fragen Sie noch nicht Herr Graf, denn ich kann nicht antworten; Sie wollen mir also Ihren Bedienten mitgeben? Nun gut! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, ich will so bald als möglich zurückeilen. — —

Nach-

Nachdem sich der Obrister angekleidet hatte; fuhr er zum Förster Hilkur.

Die Gräfin Friderike ließ sich alle Tage nach dem Befinden des jungen Grafen erkundigen, heute kam sie selbst, um den Grafen in seiner Krankheit zu besuchen. Sie war noch eben so freundschaftlich gesinnt, so zuvorkommend, daß es schien, als hätte sie gänzlich das Betragen des jungen Grafen vergessen. Mit vieler Theilnahme erkundigte sie sich nach seinen Gesundheitsumständen. Der Graf ergrif den Augenblick als sein Vater weggegangen war, faßte die Hand der Friderike zwischen seinen beyden Händen, und blickte sie mit einer bittenden Miene an: Können Sie wohl dem unartigen Silberbau Vergebung zugestehen? fragte er sie.

Friderike. Es ist alles schon vergessen, Herr Graf, lassen Sie uns so leben, und uns einander so betrachten, als wären wir uns nur Freundschaft und keine andere Verbindung schuldig.

Graf. O gnädige Gräfin! meine Ehrfurcht, die ich für Sie hege, wird nie aufhören. Erlauben Sie mir, daß ich in Rücksicht Ihrer mir versicherten Freundschaft so frey sey, Sie um die

Beantwortung einer Frage zu bitten, die ich nothwendig an Sie thun muß.

Friderike. Ich antworte nie anders, als nur der Wahrheit gemäß.

Graf. Davon bin ich überzeugt. Wissen Sie nicht, wo sich Wilhelmine aufhält.

Friderike. Ganz und gar nicht. Ich hab sie zwar gesprochen, aber von ihrem jetzigen Aufenthalt hat sie mir damals nichts gesagt.

Die Ankunft des Generals gab dem Gespräch eine andere Wendung. Die Gräfin brachte ein Paar Stunden des Nachmittages bey Silberbau zu, und fuhr sodann wieder nach Wildburg zurück.

Schon schlug die Uhr zehn, und der Obrister kam noch nicht zurück; der General vermuthete also, daß er bey dem Förster die Nacht bleiben würde, und wollte sich zur Ruhe begeben, endlich hörte man von weitem das Rollen eines Wagens, es dauerte nicht lange, so trat der Obrister ins Zimmer.

General. Noch so spät zurück, Herr Obrister. Ich glaubte schon, daß Sie die Nacht beym Förster bleiben würden.

Obrister. O Freunde ich eilte, um Ihnen eine mir so höchst angenehme Nachricht mitzutheilen, die ich in der Försters-Wohnung eben erfahren habe. Sie sehen jetzt in mir einen glücklichen Menschen. Ich habe meine Tochter entdeckt, die ich schon lange für todt hielt, und diese Tochter ist: (er eilte auf den jungen Grafen zu, und umarmte ihn) ist Ihre verlohrne Wilhelmine.

Graf. Gott ist's möglich! Meine Wilhelmine Ihre Tochter? O Wilhelmine laß dich finden, dein Vater und dein künftiger Gatte flehen um deine Zurückkunft.

General. Sie haben also noch eine Tochter? Nun scharmant, dann können wir ja noch mit einander Schwiegerväter werden.

Obrister. O Freunde freut euch mit mir, und bittet den Himmel, daß er mich wieder Wilhelminen finden läßt.

General. Ich glaubte bis jetzt, daß Sie nie verheyrathet gewesen seyn.

Obrister. Ich bin verheyrathet gewesen, aber leider hab ich das selige Vergnügen meines Ehestandes nicht lange genossen. Ich war damals Lieutenant bey dem U'schen Regiment, als

der

der siebenjährige Krieg ausbrach, ich stand auf dem Punkte, mich mit einer liebenswürdigen Person, die die Tochter eines Kaufmannes aus B war, zu vermählen, und wollte deswegen um die Erlaubniß anhalten. Bey dem Ausbruch des Krieges mußte ich aber eine abschlägliche Antwort erwarten, daher wollte ich meine Verbindung bis nach Endigung des Krieges verschieben: als aber die Campagne für das erste Jahr zu Ende war; so bekam das U'sche Regiment nicht weit von B seine Winterquartiere, ich hatte also oft die Gelegenheit bey meiner Braut zu seyn. Wir beyde unterließen nicht den Vater meiner Braut mit Bitten zu bestürmen, um uns eine heimliche Verbindung zu gestatten: endlich erweichten wir das Herz dieses Mannes, und er gab uns seine Einwilligung. Ich besorgte einen Feldprediger der mein guter Freund war, und so wurde denn unsere Verbindung ganz in der Stille vollzogen. Bey dem zweyten Feldzuge hatte ich das Unglück, durch eine Flinten-Kugel schwer verwundet zu werden, ich kam in ein kleines Städtchen, welches funfzehn Meilen von B war, in das Lazareth. Mein liebes Weib hörte von meiner Verwundung, und machte sich, ob sie gleich schwanger

ger war, auf den Weg zu mir. Ihre Ankunft war mir die Ankunft eines Engels, ihr Anblick linderte den Schmerz meiner Wunde, ihre Pflege verhalf mir bald wieder zu meinen verlohrnen Kräften, meine Wunde heilte zusehnlich, und ich glaubte wohl innerhalb sechs Wochen wiederum zum Regiment reisen zu können. Eines Abends saß meine liebe Wilhelmine auf meinem Bette, hielt meine Hand in der ihrigen, und träumte mir etwas von dem zukünftigen Leben vor, als wir auf einmal starke Kanonenschüsse vernahmen, kurz darauf hörten wir die Trommeln des Garnison Regimentes rühren, welches zur Bedeckung des Lazareths in dieses Städtchen gelegt war. Bürger und Soldaten liefen verwirrt durch einander, und alles schrie: der Feind kommt, der Feind kommt. Die Krankenwagen fuhren vor das Lazareth, man schleppte uns Kranke hinaus, warf uns unordentlich unter einander, und führte uns zur Nachtzeit aus dieser Stadt. Mein treues Weib wollte nicht ohne mich in P zurückbleiben, und ob es gleich windig war, und stark regnete, so folgte sie mir theils zu Fuße neben dem Wagen, in dem ich noch mit 4 andern Kranken lag, theils setzte sie sich, wenn sie vor

Mattigkeit nicht mehr gehen konnte, in den Wagenschlag. Auf einmal sprengte ein Haufen feindlicher Husaren auf uns zu; die wenige Mannschaft die wir zur Bedeckung mitbekommen hatten, wurde theils niedergemacht, theils gefangen genommen. Im Tumult dieses Gefechtes verlohr ich mein Weib aus den Augen, und seitdem hab ich sie nie wieder gesehen. Ich gerieth auch in die Gefangenschaft, und wurde erst nach Beendigung des Krieges frey gelassen. Kaum war ich aus der Gefangenschaft; so eilte ich nach B und glaubte vielleicht mein Weib bey meinem Schwiegervater zu finden, aber dieser war schon todt, und von meiner Wilhelmine wußte mir kein Mensch eine Nachricht zu geben; ich reis'te also nach der Gegend hin, wo ich gefangen genommen wurde, und erkundigte mich nach meinem Weibe, zuletzt erfuhr ich dann von einem Dorfprediger die traurige Nachricht, daß eine Person, welche sich Wilhelmine Taufeltin genannt hätte, gleich nach der Entbindung mit einer Tochter in diesem Dorfe gestorben sey, und auf dem Kirchhofe des Dorfes begraben liege, das Kind hätte eine Bauersfrau aus Mitleiden zu sich genommen, die es aber nachher einer Soldaten-

Frau

Frau abgetreten habe, weil sie Noth und Mangel dazu zwangen. Weder der Prediger noch jemand aus dem Dorfe konnte mir eine nähere Nachricht von der Soldaten-Frau geben, und bis heute sind alle meine angestellten Nachforschungen vergebens gewesen. In dem Augenblick aber, als ich das Gemählde auf Ihrer Dose erblickte, fand ich sogleich kennbare Züge meiner seligen Frau, ich eilte in das Zimmer, wo das Bild meiner seligen Wilhelmine sich befindet, und entdeckte zu meinem Erstaunen eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit; diese brachte mich auf eine Vermuthung, die sich jetzt in Wahrheit verwandelt hat. Die verstorbne Frau des Förster Hilkur, ist die mitleidige Soldaten-Frau gewesen, die meine Tochter von dem armen Bauerweibe zu sich genommen hat. O was bin ich diesen beyden rechtschaffnen Leuten für großen Dank schuldig, für alle die Wohlthaten, die sie diesem meinen Kinde erwiesen haben. Meine Tochter, die ihre Pflegeltern bis in ihr 18tes Jahr beständig für ihre leiblichen Eltern hielt, erfuhr nicht ehr das Gegentheil, als bis es ihr die Försterin auf dem Sterbebette entdeckte.

Der Förster zeigte mir auch den Taufschein meiner Tochter, welchen derselbe Prediger unterschrieben hat, der bey dem Dorfe angestellt war, wo mein liebes Weib in den Wochen gestorben ist.

Aber ach! nun fehlt mir noch das Vornehmste zur Vervollkommerung meiner Freude. Wo ist jetzt meine Tochter Wilhelmine? — O allgütiger Gott! der du mir Armen diese Freude zubereitetest; du wirst sie auch vollenden, und mir mein Kind wiedergeben.

Der General und sein Sohn freuten sich innig über diese glückliche Entdeckung des Obristen. Diese drey Personen wünschten jetzt recht sehnlich das Glück, Wilhelminens Aufenthalt zu entdecken.

Der Obriste beschloß alles anzuwenden, um sobald als möglich diese Entdeckung zu Stande zu bringen. Der General versicherte seinem Sohne, daß wenn der Obrister keine Einwendung wider seine Verbindung mit Wilhelminen machen werde, er nichts dagegen einzuwenden habe. Des Grafen Krankheit fing jetzt an, sich nach und nach zu verliehren, doch konnte der Graf der großen Schwäche wegen, das Bett noch nicht verlassen. Seine Bekümmerniß um Wilhelminen

wurde jetzt um etwas durch den Gedanken gelindert, daß vielleicht der Obrister in seinem Nachforschen glücklicher als er seyn werde.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Baron Fangsatz an Süßloch.

Kuk einmal in den Calender, Bruder Süßloch, und merke dir, was bey dem zweyten März geschrieben steht. Findest du nicht schönes Wetter angezeigt? Der Calender-Patron hat gewiß die Prophezeihung für diesen Tag in den Armen seiner Frau bestimmt. Ein schönes Wetter! Wahrhaftig! wenn Sturmwind einem Hagel und Schneeflocken um Augen und Ohren weht, daß man wie ein Blinder auf dem Wege umhertappen muß. Was meinst du Süßloch, ist solch ein Wetter wohl schön zu nennen? — Ja Freund, es war schön, frühlingsschön für Fangsatz. Hölle und Teufel hätte ich dem Calendermacher auf den Hals gefluch, wenn er wahr prophezeiht hätte, dann irrte ich vielleicht jetzt wie ein Cain durch Mordthat gebrandmarkt, unter Menschen umher, Himmel und Erde würde mir nur Mar-

ter reichen, und ich wäre unglücklich für die Ewigkeit. — Ach Süßloch, wie wenig kenn ich mich selbst. Heute noch würde ich zum Grabe unsers Schulmagisters walfahrten, und ihm ein Monument errichten, wenn er uns das Noſce te ipſum, das er so oft zu uns sagte, besser und deutlicher erklärt hätte. *) Aber kaum lernt die Jugend denken; so führt man sie schon unter bestäubte Folianten, propft und stopft tausenderley Dinge in ihr Gehirn, und macht sie nur wenig oder gar nicht auf das nothwendige Studium der Selbsterkenntniß aufmerksam. Das Noſce te ipſum will ich meine künftigen Jungens studiren lassen, und sie können damit bis an ihr Ende fortfahren, sie werdens doch nicht ausstudiren.

Da haben mir einmal Furcht und Verzweiflung ein Vergrößrungsglaß vor die Augen gehalten, ich sah Riesengestalten, fürchtete mich, und war nicht vermögend zu bedenken, daß die Gestalten nur allein dem Vergrößerungsglaße ihre kolossalische Größe zu verdanken haben.

Man

*) Es scheint, daß der Baron nichts von den neuen heilsamen Erziehungsanstalten gehört habe.

Man muß sich schämen, daß man oft seinen Gesichtskreis so eng begränzet, und eine Sache nur einseitig betrachtet. Du wirst einsehen, daß der Fall bey mir war, wenn ich dich mit meinen jetzigen Umständen näher bekannt mache.

Friderike ist für mich noch lange nicht verlohren, der Graf, ihr erklärter Liebhaber, ist wieder der verliebte Don Quixode geworden, und vernachlässigt dieses herrliche Mädchen, denn er hat seine verlohrne Dulcinea wiederum hervorgesucht, aber leider nur auf eine kurze Zeit, sie ist diesem unglücklichen Liebesritter auf's neue entwischt. Es ist ein wahrer Spaß den Grafen zu sehen, wie er hier in P herumirret, jedem Mädchen, das ihm begegnet, starr ins Auge sieht, oder einer Schönen in vollem Gallop nachrennt, um sie ins Auge zu fassen, denn seine Einbildungskraft läßt ihn jetzt in jeder Blondine sein verlohrnes Mädchen vermuthen. Jedes Nonnenkloster sieht er für ein verwünschtes Schloß an, und wähnet sein Liebchen in den Klauen eines Ungeheuers. Ha ha ha Bruder Süßloch lach, daß du einen Bauch bekommst! Baron Fangsatz ist das Ungeheur, welches das Blondinchen des Grafen gefangen hält. — — Aber hübsch nach der

Ordnung erzehlt, sonst wird Süßloch aus der ganzen Zaubergeschichte nicht klug.

Daß ich ein in allen Gnaden verabschiedeter Liebhaber bin, wird dir schon bekannt seyn. Was war zu thun? Ich mußte die Pille nur verschluk-ken, da half kein schiefes Gesicht, und kein Na-senrümpfen, aber das Ding verursachte mir ge-waltiges Bauchgrimmen, und ich wäre schier daran gestorben, hätte sich der Himmel nicht meiner angenommen.

Alle Tage erwartete ich, zwar nicht mit Schmerzen wie Friderike, daß Silberbau von seinem Papa, dem er die neue Hochzeitsmähr persönlich zu verkündigen ging, zurückkommen sollte, um die junge Gräfin in den belobten Or-den der Weiber zu versetzen — ad vocem Wei-berorden, will ich dir nur sagen, daß wir ehrba-re Männer die eigentlichen Ordensmeister seyn, denn von uns allein hängt es ja ab, um die neuen Glieder dem Orden einzuverleiben — aber Ta-ge und Wochen vergingen und der Herr Graf ließ sich noch nicht in P sehen. Hurtig setzte ich ein halbes Dutzend Spions in Bewegung, und wieß jedem seinen Posten an; da kam es denn endlich an Tageslicht, daß Monsieur Silberbau

Gräfin

Gräfin und P in den Armen seiner wiedergefundnen Klosterschöne vergesse.

Ich schrieb sogleich ein anonymes Billet an die Gräfin Friderike, und berichtete ihr die Untreue ihres Liebhabers: Fahren Sie zum Förster Hilkur, wenn Sie zu Ihrer Tante nach Wildburg reisen, schrieb ich ihr, so werden Sie in der Tochter des Försters Ihre Nebenbuhlerin erkennen. Am folgenden Tage machte sich die Gräfin schon auf die Reise zu ihrer Tante, und das Billet that seine Wirkung, wie du ferner sehen wirst.

Am ersten Tage nach der Abreise der Gräfin von P, kommt auf einmal einer meiner Kundschafter in vollem Rennen zu mir, steckte den Kopf schüchtern zur Thüre hinein, und gab seine gewöhnliche Losung: sind Sie allein Herr Baron?

Was giebts? fragte ich.

Kundschafter. Nun werd ich doch einmal ein recht ansehnliches Botenlohn erhalten. Ich habe was erwischt Herr Baron, das ich mir auf tausend Meilen nicht vermuthet hätte.

Ich. Nun?

Kundschafter. Alle Wetter noch einmal Herr Baron! das ist Ihnen eine schöne Jungfer, die ich gefangen habe, so zart wie ein Alabaster, so was schönes müssen Sie in Ihrem Leben noch nicht gesehen haben.

Ich. Wie ich höre so kannst du Schönheiten sehr passend schildern. Was soll ich denn mit einem Mädchen machen? Ich hab dir ja keine Order dazu gegeben.

Kundschafter. Aber zapperment so ein Mädchen Herr Baron! O einem vergeht Hören und Sehen, wenn man sie anblickt. Ich weiß auch nicht, wie Sie sprechen: Sie werden doch wohl wissen, was man mit einem hübschen Mädchen anfängt?

Ich. Ist sonst nichts neues passirt?

Kundschafter. Herr Baron Sie müssen das Mädchen sehen, und wenn Sie dann nicht sagen werden: Casper, das war die beste Neuigkeit; so will ich, hol mich der Henker, kein pfiffiger Kerl mehr heißen.

Ich. Wie bist du denn zu dein Mädchen gekommen?

Kundschafter. So ganz von ohngefehr, als hätte mir der Himmel diesen fetten Bissen

bestimmt. Ich stehe heute am Thor und laure Ihrem Befehl gemäß, ob der Wagen der jungen Gräfin L ledig oder besetzt von Wildburg zurückkommen werde: da kömmt denn dieses Jungfräulein zart und fein angefahren, läßt ihren kleinen Wagen am Thor halten, steigt ab, und verdingt mich, um sie nach einem Gasthofe in der Stadt zu führen, und zugleich ihren Reisekoffer ihr nachzutragen. Holla dachte ich, Kind du bist an den rechten Mann gekommen, legte mein Gesicht in recht ehrbare Falten, und führte sie zu einer Gelegenheitsmacherin, die mich bey dergleichen Vorfällen schon versteht, hier wurde ihr ein kleines Zimmer eingeräumt, ich erhielt von der Jungfer einen Gulden, und nun marschire ich umher, um meine scharmante Waare zu verhandeln; Wollen Sie sechs Dukaten geben, so zeig ich sie Ihnen, und Sie können dann ihr Heil bey ihr weiter versuchen, wenn Sie aber nicht wollen, so werd ich sie einem andern von meinen Kunden antragen.

Ich. Wenn mir deine Waare gefällt, so geb ich dir sieben Dukaten; hol mich auf den Abend ab: aber Kerl, das sag ich dir, es muß keiner erfahren, wer ich sey.

Kundschafter. Schon gut, schon gut!

Gegen Abend marschirte ich denn in einer passenden Verkleidung auf diese Amorsjagd. Stell dir mein Erstaunen vor Herr Bruder, als ich in dem Mädchen keine andere Person, als Mademoiselle Minchen fand, welche die Heldin des gräflich Silberbauschen Romanes ist. Ich wollte vor Schrecken in den Boden sinken, denn nun hielt ich alles für verlohren: ich stellte mir sicher vor, daß die Gräfin den Silberbau wieder zu Verstand gebracht habe, und dieses Jungferchen in Gnaden verabschiedet sey, denn ihre Aeugelein waren so roth wie ein Scharlach verweint.

Verzeihen Sie Mademoiselle, ich bin hier unrecht, war alles was ich hervorstotterte, ich machte, daß ich mich sogleich aus der Stube reterirte. Nun überlegte ich, was bey der Sache anzufangen sey, ich entschloß mich, Wilhelminen vor der Hand in Sicherheit zu bringen, unterdessen die Herzensposition des Grafen reiflich zu untersuchen, und ihm zu gelegner Zeit dieses entflohene Vögelchen entgegen fliegen zu lassen. Denn das sag ich dir Süßloch, ob das Mädchen gleich schön ist, und immer so einen Sprung über das sechste Gebot werth ist; so werd ich doch nicht ih-

rer

rer Ehre zu nahe treten, weil ich durch sie in Ansehung der Friderike einen größern Vortheil zu ziehen gedenke.

Ich handelte also der Gelegenheitsmacherin ihre Beute ab, gab meinem Kerl sein versprochnes Geld, und überließ ihm die Sorge, nun die Gefangene aus dem Hause zu bringen; unterdessen ging ich hin, und miethete bey einem bekannten Bürger eine Wohnung für Wilhelminen, welche ich meinem Kundschafter anzeigte. Es dauerte kaum eine Stunde; so kam er mit ihr in diese neue Wohnung angestiegen. Wie hast du es veranstaltet, daß du sie so bald von der Gelegenheitsmacherin weggebracht hast? fragte ich ihn, als wir allein waren.

Ich müßte kein pfiffiger Kopf seyn, erwiederte er, wenn ich so was nicht machen könnte. Hören Sie nur wie ich es anfing: ich schlich mich leise an die Thüre der Stube, wo die Jungfer war, klopfte ganz sachte an, hinein rief sie, und ich steckte nach meiner löblichen Gewohnheit den Kopf schüchtern zur Thüre hinein, sind Sie allein Mademoiselle? fragte ich ängstlich, und rückte näher zu ihr. Ach liebe Mademoiselle fing ich nun an, „ich kann nicht ruhen, nicht rasten, bis

„ich

„ich Sie von hier weggebracht habe, denn eben „jetzt hab ich erfahren, daß vorige Woche ein „Reisender in diesem Wirthshause des Nachts „ermordet sey: erbarmen Sie sich und ziehen sie „den Augenblick aus, wenn Ihnen Ihr Leben lieb „ist.„ Sie wurde todtenblaß. „Nun erschrek„ken Sie nur nicht, sagte ich, wollen Sie zu „einem ehrbaren Bürger ziehen; so werde ich „eine Kutsche besorgen.„ Sie dankte mir herzlich für meine Besorgniß, und nach einer Stunde brachte ich sie hieher.

Du siehst also lieber Süßloch, daß mir der Himmel vielleicht ein Werkzeug zu meinem künftigen Glück in die Hände gespielt hat.

Ein Paar Tage darauf als Wilhelmine ihr neues Logis bezogen hatte, machte mein schönes Findelkind Miene weiter zu reisen; dieses zu verhindern, mußten mich ihre Wirthsleute für ihren Sohn ausgeben, der ein Weltgeistlicher sey. Wilhelmine speiste gewöhnlich mit dem Wirth und der Wirthin an einem Tisch, ich fand mich denn auch in meinem Ornat ein, sprach gar christlich und erbaulich über Tisch, schalt grimmiglich über das Verderben dieser bösen Welt, und spielte meine Rolle als Priester ganz herrlich. Nach

Tisch folgte ich einmal der Wilhelmine in ihr Zimmer nach, und hielt folgende Unterredung mit ihr.

Ich. Meine liebe geistliche Tochter! Sie scheinen von Kummer, von Gram viel zu leiden. Ich dringe zwar meinen geistlichen Zuspruch keiner Person auf, aber vielleicht kann ich Sie als ein christlicher Seelenhirte bey Ihren Leiden unterstützen, und Sie auf den Trost des Himmels aufmerksam machen. Entdecken Sie mir, geliebte Seele in dem Herrn, Ihre Leiden, damit ich für Sie um Trost und Lindrung Ihres Schmerzens zum Himmel beten kann.

Wilhelmine. Ach ehrwürdiger Herr! ich sehe der Himmel hat mich Arme noch nicht ganz verlassen, indem er mich Ihres Zuspruches würdiget.

Ich. Sey gebenedeyet allgütiger Himmel, daß du meine Tritte hieher leitetest, um einer Unglücklichen deine Gnade und dein Heil zu verkündigen.

Wilhelmine. Ach ich bin unglücklich, höchst unglücklich, ehrwürdiger Herr! Ich traute dem Versprechen eines Mannes, der mir mit Liebe, mit Verbindung schmeichelte, und zuletzt erfuhr ich,

ich, daß er schon eine andere liebe. Diese seine Braut kam zu mir, und entdeckte mir seine Treulosigkeit. Ich habe ihm also entsagt, ich bin aus dem väterlichen Hause entflohen, um ihn zu fliehen. Aber Gott weiß, was ich leide! Mein Herz blutet dem zu entsagen, den ich so innig liebe. (sie weinte.)

Ich. Bedaurungswürdiges Mädchen! Sie kannten also nicht den Trug dieser argen Welt? — O Kind, danken Sie dem Himmel, der Sie noch zu rechter Zeit erweckte, um den Fallstricken des Lasters zu entfliehen. Sie sehen ja offenbar, daß Ihr falscher Liebhaber Sie nur zur Fleisches-Lust verführen wollte, um Sie ins zeitliche und ewige Verderben zu stürzen.

Wilhelmine. Ja ich sehe es nun ein, erkenne deutlich die Fügung des Himmels, und will daher fliehen, so weit meine Kräfte zureichen.

Ich. Wohin wollen Sie fliehen? Gott hat Sie mit äußerlichen Reitzen begabt; das Laster dieser Welt wird Ihnen überall gefährliche Netze stellen.

Wilhelmine. Was soll ich machen? Rathen Sie mir ehrwürdiger Herr, ich will Ihnen

als

als einem Freunde, den mir der Himmel verlieh, in allem folgen.

Ich. Bleiben Sie noch eine zeitlang in dem Hause meiner Eltern, bis Sie erfahren, daß sich Ihr Liebhaber mit seiner ersten Braut verbunden habe, alsdenn können Sie zu Ihrem Vater zurückkehren und den Himmel loben, der so augenscheinlich über Ihre Tugend gewacht hat. Keiner soll erfahren, wer Sie sind, und meine würdigen Eltern werden Ihnen gerne ohne allen Eigennutz die möglichste Gefälligkeit erweisen, da sie der Himmel zu Werkzeugen seiner Macht ansersehen hat, um eine verirrte Seele vor dem Verderben zu schützen.

Wilhelmine. O verehrungswürdiger Mann. Gott lohne Ihnen das, was Sie an mir thun! Gerne will ich die mir erwiesne Gefälligkeit Ihrer Eltern nach meinen Kräften ersetzen, wenn ich nur in diesem Hause einen sichern Zufluchtsort wider die Verfolgungen meines Liebhabers finde.

Ich. Seyn Sie deshalb ganz ruhig, und betrachten Sie dieses Haus, als Ihr väterliches. Der Himmel tröste Sie, und verleihe Ihnen Ihre verlohrne Ruhe wieder.

Ich verließ sie, und seitdem ist Wilhelmine so ruhig, und sieht mich als ihren einzigen Freund an. Den Wirthsleuten befahl ich, kein Geld von Wilhelminen zu nehmen, weil ich alles bezahlen würde.

Nun werd ich wohl alles mit dem Grafen machen können, was ich zu machen für gut befinde, denn ich hab ja das Steurruder seiner Liebe in den Händen. Meine Hoffnung Frideriken zu erhalten, wird jetzt von Tage zu Tage größer, und ich glaube, daß du bald angenehme Nachrichten erhalten wirst, von

Deinem

Freunde
Baron Fangsatz.

Sechs und dreysigstes Kapitel.

Alle Anstalten, welche der Obrister zur Entdekkung der Wilhelmine traf, waren eben so fruchtlos, als die Anstalten, die der junge Graf vorher getroffen hatte. Minchen war weg und blieb weg. Es war ein rechtes Herzeleid, des entflohenen Mädchens Vater und Liebhaber zu sehen,

wie

wie traurig sie bey einander saßen, und wechselsweise seufzten und ächzten, einer war des andern sein Echo: Ach Gott! seufzte Taufeld, und ach Gott! wiederholte Silberbau. — Wo sie doch seyn mag, sagte der junge Graf. — Ja wo sie doch seyn mag, der Obrister. — Wenn sie nun genug geseufzet und geächzet hatten; so wurden wieder Entwürfe gemacht, welche ihrer schwachen Hoffnung einen etwas starken Schwung gaben, dieses alles verschaffte ihnen einigermassen einen geringen Trost; indem sie bey den Entwürfen auf eine kurze Zeit ihren gemeinschaftlichen Kummer vergaßen.

Die Genesung des kranken Grafen ging nur langsam von statten, weil Gram und Kummer eine nachtheilige Wirkung seinem schwachen Körper verursachten, doch war es ihm schon möglich, dann und wann eine Stunde außer dem Bette zu zubringen. Der General fuhr ab und zu, bald nach Silberbau, bald zum Obristen, er sparte gleichfalls keinen Fleiß, um Wilhelminen zu entdecken, von deren Gegenwart die daurende Ruhe seines Sohnes abhing.

Eines Tages, als der junge Graf und der Obrister allein beysammen waren; so sahen sie

in der Ferne einen Wagen, der dem Hause des Obristen zufuhr; es wird die Gräfin Friderike seyn, sagte der Obrister, die uns zu besuchen kommt, jetzt hielt der Wagen vor dem Hause, und es stieg eine junge Dame in einem Reischabit aus demselben, die Stubenthüre ging auf, und o Himmel welche Freude! Wilhelmine, die verlohrne Wilhelmine trat ins Zimmer.

Der Graf, welcher in einem Armstuhl saß, vergaß in diesem Augenblick seine Schwäche, er sprang auf, wollte zu Wilhelminen eilen, und stürzte zu Boden. Wilhelmine schrie laut auf. Gütiger Gott, wo bin ich, sagte sie, der Obrister, durch den Fall des Grafen heftig erschreckt, sprang zu, und half ihm von der Erde auf. Kaum war Silberbau wiederum aufgestanden; so eilte er mit schwankendem Tritte auf Wilhelminen zu, schloß sie in seine Arme, und weinte laut für Freude, er konnte nicht sprechen; meine liebe Wilhelmine nun hab ich dich wieder, war alles, was er in den ersten Augenblicken seines Entzückens hervorstammelte.

O Herr Graf lassen Sie mich, sagte die erschrockne Wilhelmine, ich bin hier unrecht, ich wollte nicht zu Ihnen kommen.

Tochter, liebe einzige Tochter, komm an mein Herz, daß ich die Wonne fühle, mein einziges, mein verlohrnes Kind zu umarmen, sagte der Obrister, riß Wilhelminen aus den Armen des Grafen, und schloß sie in die Seinigen.

Wilhelmine wußte sich gar nicht zu finden, in der Betäubung dieser Neuheit ließ sie alles mit sich machen, was man wollte; die verschiedenen Scenen folgten zu geschwind auf einander, als daß sie vermögend war, darüber gehörig nachzudenken. Tochter blick mich an, sagte der Obrister, du siehst in mir deinen Vater, deinen verlohrnen Vater.

Wilhelmine. Mein Herr ich weiß nicht, ich glaube, daß Sie sich irren: Mein Vater! ach ich hab keinen Vater mehr.

Obrister. Weißt du den Namen deines Vaters?

Wilhelmine. Taufeld soll er geheißen haben.

Obrister. Ich bin dieser Taufeld, dein Vater.

Wilhelmine. Gütiger Gott! ists möglich! Sie mein Vater.?

Obrister. Dein Vater, dein glücklicher Vater. Jahre lang suchte ich vergebens mein Kind, meine Tochter, die mir der Himmel heute wiederschenkt. O umarme mich Wilhelmine, du Ebenbild deiner Mutter!

Wilhelmine hing weinend am Halse ihres Vaters, beyde weinten, und küßten sich schweigend.

Wilhelmine. Mein Vater, mein lieber Vater.

Obrister. Kind meines Herzens, Trost meines Alters, sey mir gesegnet. Komm meine Tochter, wir wollen dem göttlichen Freudengeber für diese Gnade danken.

Er führte seine Tochter in das Zimmer, wo das Monument stand. Sieh liebes Kind, das ist das Bild deiner seligen Mutter. Ihr Geist umschwebt uns vielleicht in diesem Augenblicke, segnet dich und mich, und sammelt sich Wonne, himmlische Wonne für die Ewigkeit.

Knie nieder Tochter! wir wollen dem Geber alles Guten für dieses Glück unsers Lebens danken.

Beyde knieten auf die erste Stufe des Monuments nieder, und der Obrister sprach unter

ter Vergießung mancher Freudenthränen folgendes Dankgebet.

O du weise Vorsehung! wir Sterbliche fallen nieder, und schämen uns unserer Kleingläubigkeit, wir zweifelten und zagten, und deine gnädige Fügung wurde uns an diesem Morgen neu. Sieh unsere Freudenthränen, höre den stammelnden Ausdruck unserer Wonne, und sey von uns gepriesen, wenn Menschendank und Menschenlob dir Preiß und Dank seyn können.

Jetzt standen beyde auf, umarmten sich, und betrachteten Arm in Arm schweigend das Bild, welches das Monument zierte.

Nun komm mein Tochter, sagte der Obriste, nun erfülle auch die Pflicht der Nächstenliebe, da du dich jetzt der Pflicht entlediget hast, die der Gottheit gebührte. Komm und tröste einen Mann, der dich liebet, und der schon lange über deine Abwesenheit sich grämte.

Er führte darauf seine Wilhelmine zum jungen Grafen. Kennst du diesen jungen Mann, meine Tochter? fragte er.

Wilhelmine blickte zur Erde. — O ich kenne ihn, sagte sie.

Obrister. Und ist er dir noch theuer?

Wilhelmine. O mein Vater! er gehört mir ja nicht, dieser Mann, der meinem Herzen so theuer ist.

Obrister. Er ist dein, ewig dein.

Wilhelmine sank an des Grafen Brust, und umschlang ihn mit ihren Armen. Mein Silberbau! sagte sie, mein Geliebter willst du mein seyn, kannst du mein seyn?

Silberbau. O ewig, ewig der Deinige.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Baron Fangsatz an Süßloch.

Komm zur Hochzeit Süßloch, ich bin Bräutigam, wahrhaftig Bräutigam! Ich habe meine Miene zu einer schicklichen Zeit springen lassen, und sie hat die gehörige Wirkung nicht verfehlt.

Der junge Graf Silberbau lag aus purer Liebe zu seiner verlohrnen Wilhelmine todtkrank, und da konnte ich es nicht übers Herz bringen, ihn noch länger schmachten zu lassen. Meine

Pflegtochter, die flüchtige Wilhelmine, welche immer mehr und mehr ihr Vertrauen auf mich setzte, beredete ich eines Tages, zu einem Freunde meiner Eltern aufs Land zu reisen, um ihren Kummer etwas zu zerstreuen. Dieser Freund war aber kein anderer, als der Obrister von Taufeld, in dessen Hause der Graf Silberbau krank lag. Ob ich es gleich gerne selbst gesehen hätte, wie die Scene zwischen dem Grafen und der Wilhelmine ausfallen würde; so konnte ich doch nicht dabey seyn.

Ein Paar Tage nach der Abreise der Wilhelmine, erhielt ich von diesem Mädchen folgenden Brief:

Ehrwürdiger, Hochzuverehrender Herr!

Ihnen danke ich nächst Gott, daß ich des Glükkes gewürdiget wurde, meinen Vater und meinen Silberbau wieder zu finden. Der Dank, den ich Ihnen schuldig bin, wird doch nur immer schwach bleiben, denn wie kann ich Ihnen wohl, ehrwürdiger Mann, die Güte verdanken, die mir auf einmal alles das schenkte, was mein Herz so sehnlich wünschte? Sie überraschten mich so himmlischschön zu einer Zeit, da ich nichts

als nur Fortdauer meiner Leiden vermuthete. O kommen Sie zu mir, zu meinem Vater dem Obristen Taufeld, zu meinem Silberbau, wir alle brennen vor Begierde, Ihnen ehrwürdiger Herr, unsern innigen Dank abzustatten: Sie waren Zeuge meines Unglücks; seyn Sie also auch ein Zeuge meines nie zu fassenden Glückes, und gönnen Sie mir Ihre Gegenwart bey meiner Verbindung mit dem Grafen. Ich hoffe, Sie werden mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen, wir alle bitten Sie darum recht sehr. Ich bin zeitlebens mit aller Hochachtung

Ehrwürdiger Herr!

Ihre

dankbare Freundin
Wilhelmine von Taufeld.

Ich reis'te also sogleich nach Empfang dieses Briefes zum Obristen, nicht mehr als ein Weltgeistlicher, sondern als der leibhaftige Baron Fangsatz. Du kannst dir leicht die Verwunderung der Wilhelmine denken, da sie mich so verwandelt erblickte.

Gnädiges Fräulein, sagte ich zu ihr, Sie werden mir die unschuldige List verzeihen, die ich mir gegen Sie erlaubte, ich will Ihnen die Ursache meines Betragens nicht länger verheimlichen. Ich wußte von Ihrer Liebe zum Grafen Silberbau, erkannte Sie sogleich, als ich Sie in P erblickte: aber welcher Gefahr war ihr guter Name, ihre Tugend ausgesetzt! das erste Haus, wohin Sie der nichtswürdige Kerl führte, den Sie am Thore in P angenommen hatten, war kein Wirthshaus, es war eines von den verworfnen Häusern, in denen Unzucht und Laster der Tugend vorgezogen werden. Ich erfuhr glücklicher Weise durch eben denselben Kerl, der Sie mir für sechs Dukaten feil bot, Ihre Wohnung, und kam hin, diese Unglückliche wo möglich zu retten: denken Sie sich mein Erstaunen, als ich Sie in diesem, für die Tugend so gefährlichen Hause erblickte; durch Geld suchte ich den Kerl und die Kupplerin zu gewinnen, und sie dahin zu vermögen, daß Sie gnädiges Fräulein ungestört aus diesem schlechten Hause wegziehen konnten, und so brachte ich Sie in das Haus des rechtschaffnen Bürgers. Sie wollten wegreisen, und ich hielt dieses Ihr

Vor-

Vorhaben für sehr gefährlich, daher erlaubte ich mir die Verkleidung als ein Geistlicher, um hie- durch Ihr Zutrauen zu gewinnen.

Ach lieber Baron, sagte Graf Silberbau, der zugegen war, wie werde ich Ihnen diese er- habene Güte je belohnen können, und umarmte mich dabey recht herzlich. Der alte Obrister konnte vor Thränen nicht zum Worte kommen, drückte mich an seine Brust, und dankte mir schweigend. Wilhelmine umarmte mich, nann- te mich ihren Erretter, ihren Beschützer, und ich, ich mußte weinen Süßloch, wahrhaftig weinen. O ich hätte in diesem Augenblick nicht Indiens Reichthümer für das Gefühl, edel ge- handelt zu haben, angenommen, ich bin auch dafür reichlich belohnt, durch die Liebe, durch die Hand der Gräfin Friderike belohnt, die nun end- lich einmal mein ist. Du bist gewiß neugierig, die nähern Umstände meines erhaltenen Glückes zu wissen, daher will ich sie Dir auch ausführ- lich beschreiben.

An demselbigen Tage ließ sich die Gräfin Friderike, die noch nichts von meiner und der Wilhelminen Ankunft wußte, beym Grafen Sil- berbau anmelden, denn sie besuchte ihn dann

und

und wann in seiner Krankheit. Soll ich den Besuch annehmen? fragte uns der Graf; Wilhelmine und der Obriste verlangten, daß er angenommen werden sollte, und mir hüpfte das Herz vor Freude. Wilhelmine, jetzt Fräulein von Taufeld, erzehlte uns, daß Friderike sie besucht habe, und wie sie beyde gewetteifert haben, eine der andern den Grafen abzutreten, und daß die Gräfin ihr ihre Freundschaft versichert habe.

Gnädiges Fräulein, sagte ich, ich habe Ihnen Ihren Silberbau wiedergegeben, ach könnten Sie es doch dahin bringen, daß die Gräfin mein werden möchte. Sie böser Mann, sagte ich zu Silberbau, Sie sind die Ursache, daß ich mit meiner Bitte bis jetzt gar nichts bey der Gräfin habe ausrichten können. Alle versprachen mir, die Gräfin mit Bitten so lange zu bestürmen, bis sie sich zum Nachgeben bequeme. Ich erwartete also unter Furcht und Hoffnung ihre Ankunft. Das Fräulein von Taufeld und ich mußten uns entfernen, als ein Bedienter dem Obristen meldete, daß die Gräfin angefahren komme. Ach Süßloch, was für ein närrsches Ding ist doch das menschliche Herz! Ich, der ich nie etwas von Furcht und Zaghaftigkeit wußte, ich

zitter=

zitterte jetzt wie ein zum Tode Verdammter, und wartete im Nebenzimmer, wo ich alles hören konnte, was in der Stube gesprochen wurde, unter wahrer Herzensangst auf mein zukünftiges Loos.

Mir sind diese hier vorgefallenen Auftritte unvergeßlich, und ich denke zu oft daran, als daß ich sie Dir nicht auch recht ausführlich beschreiben sollte; zieh also nur den Schlafrock an, setz dich in Deinen Lehnstuhl am Ofen, und nimm meinen Brief vor, befiehl aber Deinem Bedienten, daß er das Licht auslöscht, damit kein Feuerschaden entstehe, denn Du wirst gewiß einschlafen Herr Bruder, ehe du an das Ende meines ellenlangen Briefes kommst, und so wünsche ich Dir denn schon zum voraus recht angenehm zu schlafen, zu mir aber sage ich: Perge Nathanael!

Friderike erkundigte sich als eine theilnehmende Freundin, nach des Grafen Gesundheitsumständen, und sagte, daß sie ihn schon sehr munter finde.

Warum sollte ich auch nicht munter und vergnügt seyn, antwortete der Graf, da alle meine Wünsche auf einmal erfüllt sind. Gnädige Gräfin, ich hab Sie gekränkt und beleidiget, aber

Gott

Gott ist mein Zeuge, ich that es nicht vorsetzlich. Sie, deren erhabene Gesinnungen ich bewundere, sie werden mir nicht Verzeihung versagen.

Friderike. Herr Graf, ich habe ein sehr kurzes Gedächtniß für Beleidigungen.

Jetzt sprang Wilhelmine hervor: O verzeihen Sie ihm gnädige Gräfin, sagte sie, bey Ihrer mir versprochnen Freundschaft flehe ich von Ihnen Verzeihung für meinen Silberbau.

Obrister. Auch ich bitte um Verzeihung für den Grafen, und auch für diese meine wiedergefundene Tochter.

Friderike. Ich erstaune! Wilhelmine Ihre Tochter?

Obrister. Ja, sie ist meine einzige geliebte Tochter, die ich schon lange für todt achtete, und die jetzt die Freude meines Alters ist.

Friderike. (welche Wilhelminen umarmt.) O werthe Freundin! ich nehme wahren Antheil an Ihrem großen Glück, an der frohen Aussicht, die sich jetzt Ihren Augen eröffnet.

Wilhelmine. Noch ist mir nicht die Aussicht für die Zukunft völlig froh und heiter, Sie

nur gnädige Gräfin, können sie mir erheitern, und mein künftiges Leben wolkenfrey machen. (Sie führt den Grafen zu der Friderike.) Hier nehmen Sie Ihren Silberbau zurück, er gehört Ihnen, Sie haben gültigere Ansprüche auf ihn, als ich.

Friderike. Ich habe schon längst diese Ansprüche aufgegeben, er gehört Ihnen.

Wilhelmine. O wie soll ich Ihnen danken? Für diese Großmuth danken?

Graf. Sie verzeihen mir also.

Friderike. O was liegt Ihnen an meiner Verzeihung?

Graf. Sehr viel! Nie würde ich ohne diese in den Armen meiner Wilhelmine recht zufrieden seyn können.

Friderike. Ich verzeih Ihnen. — — Seyn — Sie — glücklich, (sie wandte sich fort und hielt sich das Schnupftuch vor's Gesicht.)

Graf. Weinen Sie nicht diese holde Thräne, Silberbau ist Ihrer unwürdig.

Wilhelmine. Bleiben Sie unsere Freundin.

Obrister. Und auch die Meinige.

Jetzt

Jetzt herrschte eine große Stille in der Gesellschaft, endlich unterbrach der Obrister das Stillschweigen, und sagte zu Frideriken: „Gnädige Gräfin, folgen Sie dem Beyspiel meiner „Tochter, und beglücken Sie mit Ihrer Liebe „einen würdigen Mann.„

(Jetzt kam die Reihe an mich, auf einmal klapperten alle meine Zähne, als bekäm ich einen heftigen Anfall vom kalten Fieber.)

Friderike. Ach unter den Männern giebt's doch keinen Silberbau mehr.

(Ein harter Donnerschlag für mich, ich wollte schon immer davon laufen.)

Obrister. Zwar keinen Silberbau, aber doch einen Mann, der würdig ist, der Ihrige zu seyn.

Wilhelmine. O es ist ein edler, herrlicher, großmüthiger Mann, er ist mein Erretter, dem ich alles zu verdanken habe, o schenken Sie ihm Ihre Liebe, er liebt, er verehrt Sie so aufrichtig.

Friderike. O lassen Sie mich, ich trau keinem Manne mehr.

(Ich kratzte mich hinter dem Ohr, ob es mir gleich da nicht jukte.)

Obrister. Er verdient Ihr Zutrauen.

Wilhelmine. Nehmen Sie mich zum Bürgen seiner Liebe und Treue an.

Hier ist der eigentliche Bürge, dem Sie sicher trauen können, sagte ich, indem ich auf Frideriken zu eilte. O gnädige Gräfin, lassen Sie mich nicht zum zweytenmal eine Fehlbitte thun, ich kann nicht ohne Sie leben, nicht zufrieden und glücklich seyn.

Alle vereinigten sich jetzt mit mir, und baten gleichfalls die Gräfin, und zuletzt, Süßloch, zuletzt hörte ich aus ihrem Munde das selige Versprechen: Ich will die Ihrige seyn Herr Baron.

Victoria Herr Bruder, ich habe also gesiegt! Könnte ich Dir doch recht laut Victoria ins Ohr schreyen, wenn Du etwa schon bey dem Briefe eingeschlafen wärest. Und jetzt Süßloch, jetzt kann ich einmal recht passend von meinem Kopf sagen:

Heysa ich lob mir dieß Gehirn
Das mir allein gehöret!
Nicht jedem steht's vor seiner Stirn
Ob ihn sein Kopf auch ehret.
Mich ehrt mein Kopf, ich ehre ihn,
Denn ihm ist viel Verstand verlieh'n.

Daß Du nur keine Narrenspossen machst, und mir von meiner Hochzeit wegbleibst. Pack

Weib und Kind auf, und komm auf den 6ten dieses Monats zu meiner und des Grafen Hochzeit, denn unsere beyden Hochzeitsfeste werden gemeinschaftlich, und an einem Tage in dem Hause des Obristen Taufeld vollzogen werden. Lebe wohl und erfülle die Bitte

Deines

Freundes

Fangsatz.

Acht und dreysigstes Kapitel.

Der Tag, an welchem die glückliche Revolution der Sinnesänderung der Gräfin Friderike für Fangsatz so zufrieden ausfiel, wurde herrlich und in Freuden zugebracht. Wilhelmine erzehlte der Gräfin das großmüthige Betragen des Barones, welches er in P gegen Sie geäußert hatte, und Friderike belohnte ihn dafür mit einem Kuß. Einigemal vergaß sich Wilhelmine, und titulirte den Baron noch immer ehrwürdiger Herr, worüber die Gesellschaft herzlich lachen mußte. Friderike sagte scherzend, zu was ist noch ein langer Aufschub unserer Hochzeiten nöthig, wir ha-

haben ja einen Priester bey uns, der sogleich die Copulation verrichten kann.

Baron Fangsatz begleitete die Gräfin zur Baronin H nach Wildburg, um den Vater der Gräfin, der bey der Baronin angekommen war, um die Hand seiner Tochter zu bitten, welche er ihm auch bewilligte.

Gegen Abend desselbigen Tages langte der General Silberbau bey dem Obristen an; der Obriste stellte ihm seine Tochter vor, dieser umarmte sie, und wünschte dem Obristen zur Wiederfindung einer so schönen Tochter viel Glück; Ludwig, sagte er zu seinem Sohn, du hast dir ein herrliches Mädchen zum Weibe ausgesucht; Nun Kinder, ich weiß, ihr liebet euch; seyd glücklich und macht euren Vätern Freude.

Des Grafen Gesundheit war jetzt fast gänzlich hergestellt. — Nach acht Tagen erschien denn endlich der gewünschte Verbindungstag für unsere vier Ehestandslustige. — Da kamen denn schön geputzte Herren und Damen, und reverenzten sich gar höflich. Es waren aber auch allda gesetzt nach hochzeitlicher Weise viele volle Weinflaschen, und herrlich große Pokäle. Und der Speisemeister mit der weißen Schürtze koste-

te die Speise, und richtete sie auf das köstlichste zu, auf daß die Gäste möchten essen und trinken, und sich drob freuen in ihren Herzen.

Es kam aber auch allda in das Haus des Obristen der Kriegsknechte, ein Schriftgelehrter und Diener der christlichen Gemeinde, der schlug auf ein großes Buch, und thät daraus lesen vor den beyden Brautpaaren, wie es darinn geschrieben steht, von dem Ehstande der ersten Menschen.

Und da der Schriftgelehrte also gelesen, und die Hände der Brautleute in einander gefügt hatte; siehe da! so erhob sich ein großer Aufstand unter dem Haufen der Hochzeitsgäste, und es traten alle Gäste zu den neuen Eheleuten, und thäten sich gar höfiglich vor ihnen reverenzen.

Und es geschah zu derselbigen Stunde, als das Hochzeitsmahl gehalten wurde, daß da kam ein Blinder, an jeglicher Hand von einem jungen Mägdelein geführt; es wohnte aber dieser Mann nicht weit von der Stäte, die da heißt Wildburg, und der Mann wurde allda genannt, der blinde Grimms. Dieser zog hervor einen halben Bogen weiß Papier, darauf hatte eine Schulmeistermuse folgendes Hochzeitskarmen im

Namen des blinden Mannes geschrieben, welches sich christlich und gar erbaulich also anhob:

Diesen
christlichen Wunsch, welcher
dem Hoch: und wohlgebohrnen freyherrlichen Ehepaare alles Glück und allen Segen zu ihrem mit Gott angetretenen Ehestande von oben herab wünschet, schrieb der unterthänigst gehorsamst ergebene blinde David Grimms.

* * *

Gott schuf am sechsten Schöpfungstag
Zu lauter Freud, und nicht zur Plag
Ein Männlein, und ein' Fräulein.
Das Fräulein war gar hübsch und fein,
Drob freute sich das Männelein,
Und weyhte es zur Frau ein.

* * *

Es war zur Zeit kein Priester nicht,
Um hier zu thun die Trauungspflicht,
Daher sprach Gott den Seegen:
Ihr Leutchen sagt' er, mehret euch;
Durch euch entsteh ein Völkerreich
Auf Erden wie ein Regen.

Drump

* * *

Drump ist es gut man folget Gott,
Und heurat sich, eh noch der Tod
Es einem kann verwehren:
Denn wird Gott schmucke Knäbelein,
Und wunderschöne Mägdelein
Den Eltern auch bescheren.

* * *

O hochgelobtes Brautepaar!
Es ist gewiß, und bleibet wahr,
Was Sirach thuhet schreiben:
„Die Frau schuf Gott dem Mann zur Zier,„
Drum thu der Mann auch sein Gebühr,
Der Frau die Zeit zu treiben.

* * *

Ich wünsche hochgebohrnes Paar,
Daß Sie noch mögen viele Jahr
In Fried und Freude leben,
Und daß Gott liebe Kinderlein
Gar Hochgebohrn, und hübsch und fein
In Fülle möge geben. Amen.

Es waren aber allda auf dieser Hochzeit weder Pauken, noch Trompeten, noch Zymbeln, noch Schallmeien, sondern es klangen nur nach

hochzeitlicher Weise die gläsernen Pokäle bey dem Gesundheittrinken.

Aber die jungen Eheleute achteten wenig der Speise, noch des Weines, noch der Hochzeits-Fladen, sondern sahen sich an, und harrten mit Sehnsucht auf die baldige Ankunft der nächtlichen Stunde.

Und siehe da, man stand auf von dem Tische, und jedes Paar der Neuvermählten eilte zu der Stäte, welche man nennt das Brautbett, um allda zu thun, was ihnen der Schriftgelehrte aus dem Buche gebothen hatte.

Neun und dreysigstes Kapitel.

Noch hab ich, meine hochzuehrende Leser, die Ehre gehabt zu vergessen, Ihnen pflichtmäßig zu melden, daß auch der Förster Hilkur mit seinen Kindern auf dieser Hochzeit war, und daß er am Tisch gleich oben an zur Seite der Wilhelmine saß, weil es der Obrister so haben wollte: Sie haben Wilhelminen erzogen, sagte er, haben also mehr an ihr gethan als ich; also gebühret Ihnen auch das Recht, an ihrer Seite bey Tische zu sitzen.

Am andern Tage kehrte der Graf mit seinem Weibchen nach der Behausung seines Vaters zurück.

rück. Der General räumte seinem Sohne und dessen Frau fast das ganze gräfliche Schloß ein, und behielt nur einige Zimmer für sich. Die Gräfin Silberbau, vormals Wilhelmine, nahm Lotten, die jüngste Tochter des Försters, zum Erziehen bey sich, um sich einigermaßen gegen den Förster dankbar zu beweisen.

Baron Fangsatz fuhr gleichfalls mit seinem nur frisch gemachten Weibchen nach seinem Gute.

Der Obrister war beynahe die mehreste Zeit bey seiner Tochter; wie und auf was Art er dem Förster seine Dankbarkeit für die gute Erziehung seiner Tochter abgestattet habe, kann ich nicht erfahren, er hat aber neulich sein Testament gemacht, und man will sagen, daß er die Kinder des Försters sehr reichlich darinn bedacht habe.

Freundschaft und angenehmer Umgang herrschen noch stets zwischen der Fangsatzischen und Silberbauschen Familie.

Ob es Silberbau schon erfahren hat, oder je erfahren wird, daß es — — aber nur unter uns gesagt — — daß es Fangsatz war, der aus Verzweiflung über den erhaltenen Korb von Frideriken, den tollen Entschluß faßte, den Grafen zu erschießen, und in dieser Absicht am zweyten März die Durchreise des Grafen in dem Walde erwartete, wo Silberbaus Pferd durch eine Pistolen-

stokenkugel verwundet wurde. Ob Silberbau dieses weiß, kann ich nicht sagen, ich habe aber dem Baron gerathen, sowohl dieses, als auch alle die hinterlistigen Streiche, die er sich in Ansehung des Grafen erlaubt hatte, sorgfältig zu verschweigen, und es auch nicht einmal seinem besten Freunde zu sagen. Sie thäten mir daher, mein gütiger Leser, einen großen Gefallen, wenn dieses Geheimniß kein anderer von Ihnen erfahren möchte. Was Sie meine schönen Leserinnen anbetrift; so bin ich sicher, daß auch nicht einmal Ihre Mama etwas von dem Ihnen anvertrauten Geheimniß erfahren wird, denn das Schweigen ist ja Ihrem werthen Geschlecht angebohren.

Es wird einem doch immer so flau und so weich ums Herz, wenn man von guten Bekannten auf immer Abschied nehmen soll, und daß wir, meine gütigen Leser und Leserinnen, schon gute Bekannten sind, kann man daraus urtheilen, weil Sie mir die Erlaubniß ertheilt haben, Ihnen so lange etwas vorzuplaudern. Ich will mich daher bey meinem Abschied recht kurz fassen, und mich Ihnen gehorsamst empfehlen.

Ende der Geschichte.

1000.–
Apr. 84